



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Archetypische Vaterfiguren bei Ingeborg Bachmann
unter besonderer Berücksichtigung der Rezeption von C.
G. Jung

Verfasser

Florian Johannes Moser

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 190 333 347

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Lehramt UF Deutsch UF Französisch

Betreuer:

Ass. Prof. Dr. Robert Pichl

Meinen Großmüttern.

VATERTAG

WENN MEIN VATER MIT MIR GEHT,
DANN HAT ALLES EINEN NAMEN,
VOGEL, FALTER, BAUM UND BLUME.
WENN MEIN VATER MIT MIR GEHT,
IST DIE ERDE NICHT MEHR STUMM.

KOMMT DIE NACHT
UND KOMMT DAS DUNKEL,
ZEIGT MEIN VATER MIR DIE STERNE.
ER WEIß, WIE DIE MENSCHEN LEBEN,
WEIß, WAS RECHT UND UNRECHT IST,
SAGT MIR, WIE ICH WERDEN SOLL.

JOSEF GUGGENMOS

INHALTSVERZEICHNIS

I. VORWORT	9
II. DIE BEGRIFFLICHKEIT C. G. JUNGS	12
1. <i>Normal zu sein ist das Ideal der Mittelmäßigen - zur Person C. G. Jung</i>	12
2. <i>Die Jungsche Psyche</i>	15
2.1 Das persönliche Unbewusste	16
2.2 Das kollektive Unbewusste	17
2.3 Der Archetypus/Die archetypische Vorstellung	19
2.4 Drei Ebenen der Psyche	24
2.5 Individuation	27
III. JUNGIANISCHE TRAUMDEUTUNG	33
1. <i>Freud</i>	33
2. <i>Jung</i>	35
IV. DER VATERARCHETYPUS	39
1. <i>Die Entwicklung einer Vaterfigur</i>	40
2. <i>Definitionsversuch „archetypischer Vater“</i>	43
V. HIER IST IMMER GEWALT – MALINA	47
1. <i>Titel und Einleitung des „Traumkapitels“</i>	47
2. <i>Die Vaterfigur als Zerstörer</i>	50
3. <i>Malina – Die andere Seite</i>	54
4. <i>Ivan – Der Liebhaber</i>	56
5. <i>Bedeutung und Aspekte des Archetypus Vater in Malina</i>	58
5.1 Die einseitige Verabsolutierung des Ich	68
6. <i>Autobiographische Elemente</i>	69
6.1 Paul Celan	71
6.2 Max Frisch	72
6.3 Hans Weigel	74
VI. ER IST ÄLTER GEWORDEN – DREI WEGE ZUM SEE	75
1. <i>Der anwesende Vater</i>	75
2. <i>Zu Hause beim Vater</i>	76
3. <i>Fremd beim Vater</i>	78
4. <i>Bedeutung und Aspekte des Archetypus Vater in Drei Wege zum See</i>	79
VII. ICH HABE MEINEN VATER GESEHEN – DAS BUCH FRANZA	84
1. <i>Figurenkonstellationen oder: Wer ist der Vater?</i>	85

2. <i>Leopold Jordan – Vernichtende Vaterfigur</i>	88
3. <i>Martin – Gegenentwurf zur Vaterfigur</i>	94
4. <i>Der Tod der Franza</i>	97
5. <i>Bedeutung und Aspekte des Archetypus Vater in Das Buch Franza</i>	98
5.1 <i>Jordan – Personifizierung des Schattens?</i>	102
VIII. ICH HATTE KEINE WAHL – ALLES	105
1. <i>Eine andere Vaterperspektive</i>	105
2. <i>Bedeutung und Aspekte des Archetypus Vater in Alles</i>	109
IX. WIE WAR DENN PAPA? – REQUIEM FÜR FANNY GOLDMANN	111
1. <i>Der abwesende Vater</i>	111
2. <i>Bedeutung und Aspekte des Archetypus Vater in Requiem für Fanny Goldmann</i>	114
X. DIALEKTIK DER AUFKLÄRUNG	115
XI. FAZIT	120
XII. LITERATURVERZEICHNIS	122
1. <i>Primärliteratur Ingeborg Bachmann</i>	122
2. <i>Sekundärliteratur Ingeborg Bachmann</i>	123
3. <i>Primärliteratur Carl Gustav Jung</i>	128
4. <i>Sekundärliteratur Carl Gustav Jung</i>	129
5. <i>Weitere Primärliteratur</i>	130
6. <i>Weitere Sekundärliteratur</i>	131
XIII. ANHANG	133
1. <i>Zusammenfassung</i>	133
2. <i>Abstract</i>	134
3. <i>Lebenslauf</i>	135
XIV. DANKSAGUNG	136

I. VORWORT

Die Beschäftigung in literaturwissenschaftlichem Kontext mit einer so vielschichtigen Autorin wie Ingeborg Bachmann bringt naturgemäß Probleme mit sich: Die Konzentration auf einen bestimmten Aspekt des Oeuvres kann immer nur zur Folge haben, auch andere Gesichtspunkte zu berühren – die Gefahr des Abschweifens schwebt ständig über dem Studierenden. Diesen Umstand, also die zu detaillierte Beschäftigung mit dem Schaffen Bachmanns, kritisiert Gerhard Austin in einem Aufsatz:

Für den Umgang mit der Literatur, hier also mit dem Werk Ingeborg Bachmanns, gilt [...]: Da werden gelegentlich einige Figuren, Konstellationen, Handlungsstränge herausgelöst, und der Blick auf das Ganze geht verloren.¹

Nun lässt sich allerdings argumentieren, dass für den Blick aufs Ganze der Blick auf ein Detail oft sehr wichtig sein kann, im Speziellen bei einer Problematik, die in dieser Arbeit näher dargestellt werden soll: die Darstellung archetypischer Vaterfiguren in ausgewählten Werken. Hierbei soll der Versuch unternommen werden, die Vater-Tochter-Problematik, die in der Literaturwissenschaft (wie auch in der Literatur an sich) einen bis jetzt (zu Unrecht) weniger hohen Stellenwert einnimmt wie die Vater-Sohn-Beziehung², näher zu untersuchen.

Der erste Kontakt mit Ingeborg Bachmanns Werken erfolgte bereits in der Schule, als ich im Rahmen des Deutschunterrichts mehrere Gedichte (darunter *Anrufung des großen Bären*) zu analysieren hatte. Nun war das Interesse geweckt, doch eine weitere, tiefer gehende literaturwissenschaftliche Beschäftigung erfolgte dann im Laufe des Germanistik-Studiums vor allem in den Proseminaren und Seminaren bei Prof. Pichl. Dabei konzentrierte ich mich besonders auf die Prosa-Schriften, die inzwischen eine stärkere Faszination auf mich ausüben als die lyrischen. Insbesondere die Folgen männlicher Gewaltausübung spielten bei meinen bisherigen Arbeiten eine große Rolle, und so lag es nahe, diesen Aspekt auch in meiner Diplomarbeit weiter zu verfolgen.

Da auch Ingeborg Bachmann mit dem Werk C. G. Jungs vertraut war, erschien es mir eine durchaus sinnvolle und interessante Aufgabe zu sein, auf Grundlage der

¹ Austin, Gerhard: *Undine geht* 1961, *Malina* 1971 und unsere Gegenwart 1991. Bemerkungen zu Frau und Mann bei Ingeborg Bachmann. In: Brokoph-Mauch, Gudrun u. Daigger, Annette (Hg.): Ingeborg Bachmann: neue Richtungen in der Forschung? Internationales Kolloquium Sarnac Lake, 6.-9. Juni 1991. St. Ingbert: Röhrig 1995. S. 103-117. S. 104.

² Dies ist v. a. am Umfang der Sekundärliteratur zu den Themen ersichtlich

Theorie von den Archetypen die Vaterfiguren in ausgewählten Prosatexten Bachmanns zu analysieren. Wie der Begriff „ausgewählt“ bereits vorweg nimmt, stellt diese Arbeit keinen Anspruch auf Vollständigkeit, doch soll sie eine fundierte wissenschaftliche Analyse bieten, wie die verschiedenen „Väter“ auf die durchwegs weiblichen Protagonistinnen wirken.

Vorarbeiten zur Problematik der Vaterfigur existieren – hervorgehoben seien an dieser Stelle zwei Diplomarbeiten, und zwar Doris Hochhausers Analyse der Vater Tochter-Beziehung in ausgewählten deutschsprachigen Romanen³ und Martin Wiedermanns Versuch einer jungianischen Interpretation von Bachmanns *Das Buch Franza* und Christa Wolfs *Medea*⁴. Ich schließe nicht unbedingt an diese Arbeiten an, doch eine Beziehung zu den beiden Themen lässt sich nicht leugnen.

Ein Schwerpunkt gilt grundsätzlich dem Roman *Malina*, an dem man bei der Analyse männlicher Figuren bei Bachmann nicht vorbei kommt, dem Romanfragment *Das Buch Franza* und der Erzählung *Drei Wege zum See*. Dabei sollen Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Vaterfiguren in Relation zueinander und in Relation zu einem Vaterarchetypus nach C. G. Jung aufgezeigt werden. Der Archetypus an sich soll sich allerdings im Laufe dieser Arbeit entwickeln und steht nicht von vornherein fest. Um diese Entwicklung allerdings zu gewährleisten, muss zunächst geklärt werden, wie die Begrifflichkeit der jungianischen Psychologie funktioniert. Bevor es also zu einer literaturwissenschaftlichen Analyse kommt, werden im ersten Teil der Arbeit kurz die wichtigsten Aspekte der Theorien von C. G. Jung beschrieben. Danach werden die Repräsentanten der patriarchalischen Gesellschaft in den oben erwähnten Werken genau unter die Lupe genommen, um aus der Synthese der verschiedenen Eigenschaften mehrere Aspekte des Vaterarchetypus herauszuarbeiten und diese literaturwissenschaftlich einzuordnen. Hauptaufgabe dieser Arbeit ist es also, darzustellen, welche Funktionen die wesentlichen⁵ männlichen Figuren bei Bachmann haben und aus welcher Motivation heraus sie so handeln, wie sie handeln.

Mit dieser Arbeit möchte ich auch zeigen, dass es sehr wohl Menschen gibt, die sich nicht nur, wie es Kurt Bartsch formuliert hat, für die Legenden, die sich um ihr [Ingeborg

³ Hochhauser, Doris: „Alte Väter – neue Väter“. Die Vater-Tochter-Beziehung in ausgewählten deutschsprachigen Romanen von 1987 - 1997. Diplomarbeit. Wien 2000.

⁴ Wiedermann, Martin: Ingeborg Bachmann „Das Buch Franza“ und Christa Wolf „Medea.Stimmen“ [sic!]. Versuch einer jungianischen Interpretation. Diplomarbeit. Wien 2001.

⁵ D.h. jene Figuren, die innerhalb der Erzählungen bzw. Romane eine erhebliche Rolle spielen

Bachmanns, Anm.] Leben und ihre persönliche Erscheinung ranken, als für ihr Werk⁶ interessieren, sondern auch bereit sind, tiefer in das Oeuvre einzudringen – und damit auch in Kauf nehmen, auf Schwierigkeiten und Widerstände zu stoßen. Aber genau das macht die Arbeit mit den Texten so interessant.

⁶ Bartsch, Kurt: Ingeborg Bachmann. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler 1997. S. VII.

II. DIE BEGRIFFLICHKEIT C. G. JUNGS

1. Normal zu sein ist das Ideal der Mittelmäßigen⁷ - zur Person C. G. Jung

Der Schweizer Psychologe und Mediziner Carl Gustav Jung, geboren 1875 in Kesswil/Thurgau, Begründer der Analytischen Psychologie, gehört gemeinsam mit Sigmund Freud zu den bedeutendsten Psychoanalytikern des 20. Jahrhunderts. Sein Entschluss, einen „kompromißlosen und einzigartigen Lebensweg zu gehen“⁸ stieß viele Kollegen vor den Kopf – beziehungsweise stießen diese ihn vor den Kopf, wenn sie seine Bestrebungen, über die Grenzen der rationalen Wissenschaftlichkeit hinaus zu denken, ablehnten. Auch sein Verhältnis zu Sigmund Freud, zu dem eine fachliche und thematische Nähe allzu offensichtlich erscheint – man denke nur an die Versuche der Traumdeutung oder die Theorie des Unbewussten – kühlte mit der Zeit ab.

Aus einer – wie man es im Allgemeinen formulieren würde – gutbürgerlichen Familie stammend (der Großvater, auf dessen Name Jung getauft wurde, war Arzt, Rektor der Universität Basel und Großmeister der Schweizer Freimaurerloge), war dem jungen Carl Gustav geistige Bildung nicht fremd.

Ein einschneidendes, weil für die emotionale Entwicklung determinierendes Erlebnis war eine schwere Krankheit der Mutter, als Jung drei Jahre alt war und sie für längere Zeit ins Krankenhaus musste. Die Trennung von der Mutter verstörte das Kleinkind in einem Maße, dass es unter Alpträumen und Ekzemen litt – „Seit jener Zeit war ich immer misstrauisch sobald das Wort «Liebe» fiel.“⁹. Der Vater sei ein vom Glauben verlassener, „streitsüchtiger Hypochonder“¹⁰ gewesen, den Carl Gustav als „ohnmächtig und emotional unreif“¹¹ erlebte. Diese Erlebnisse sowie ein schwieriges Außenseitertum in der Schulzeit machten Carl Gustav Jung zu einem „Menschen mit einer schizoiden Disposition“¹²:

⁷ Stevens, Anthony: Jung. Aus dem Englischen von Johanna Ohnesorg. Freiburg, Basel, Wien: Herder 1999. S. 7.

⁸ Ebda.

⁹ Jaffé, Aniela (Hg.): Erinnerungen, Träume, Gedanken von C. G. Jung. 8. Auflage. Olten und Freiburg/Breisgau: Walter 1992. S. 15.

¹⁰ Stevens: Jung, S. 10.

¹¹ Ebda.

¹² Ebda. S. 13.

Er hatte das Bedürfnis, ein Schloss beziehungsweise einen Turm zu bauen, in dem er sich von der äußeren Welt abschotten und in Ruhe seinen eigenen Bedürfnissen nachgehen konnte, ohne auf seine Umwelt Rücksicht nehmen zu müssen.

Von Anfang an wurde der Turm für mich zu einem Ort der Reifung – ein Mutterschoß, oder eine mütterliche Gestalt, in der ich wieder sein konnte, wie ich bin, war und sein werde.¹³

Im Schutze seiner inneren Zitadelle erlebte sich Carl als aus zwei separaten Persönlichkeiten bestehend, die er als „No. 1“ und „No. 2“ bezeichnete. No. 1 war der Sohn seiner Eltern, der zur Schule ging und sich mit dem Leben herumschlug, so gut es ging, während No. 2 viel älter war, abgewandt von der Welt der menschlichen Gesellschaft, aber nah bei der Natur und den Tieren, bei den Träumen und bei Gott.¹⁴

Der Zugang zu Gott war Jung besonders wichtig, doch anders als sein Vater, dem das bloße Glauben auszureichen schien (trotz seiner spirituellen Krisen), wollte Carl Gustav erfahren, wissen und erkennen. Diese Diskrepanz wurde besonders bei seiner Konfirmation deutlich, als er, vom Vater auf das hochreligiöse Ereignis vorbereitet, absolut gar nichts empfand. Den Konflikt musste er, mangels eines Freundeskreises, mit sich selbst und also mit „No. 2“ ausfechten – ein weiterer Schritt in die Isolation. Ein Gedankenaustausch mit Gleichaltrigen fand kaum statt, und so wandte er sich mehr und mehr der Literatur, Philosophie und Religionsgeschichte zu.

Seine Entscheidung, Naturwissenschaften und Medizin zu studieren, war typischerweise mehr von seinen Träumen als von seinen bisherigen Interessen geleitet.¹⁵

Der Tod des Vaters und der Beginn des Studiums 1895 in Basel befreiten den jungen Erwachsenen Carl Gustav Jung aus seinem eigenbrötlerischen Dasein. Er wurde aufgeschlossener und geselliger und studierte ernsthaft und schnell. Als er am Ende seiner Studienzeit Krafft-Ebings *Lehrbuch der Psychiatrie* in die Hände bekam, entschloss er sich, Psychiater zu werden – seiner Dissertation gab er den Titel *Zur Psychologie und Pathologie sogenannter okkulter Phänomene* (1902 vorgelegt). Schon während seiner Jahre an der Basler Universität hielt Jung Vorträge über die „Grenzen der exakten Wissenschaften“ und plädierte, wie schon weiter oben erwähnt, für die Akzeptanz eines Graubereiches in der Naturwissenschaft – Stevens schreibt dazu:

¹³ Jaffé (Hg.): *Erinnerungen, Träume, Gedanken*, S. 229.

¹⁴ Stevens: Jung, S. 13.

¹⁵ Ebda. S. 15.

Seine Vorträge stießen auf reges Interesse und lösten lebhaftere Diskussionen aus.¹⁶

Es kann also festgestellt werden, dass Jung tatsächlich schon in relativ jungen Jahren neue Wege beschritt und sich nicht von vorherrschenden wissenschaftlichen „Dogmen“ beirren ließ: Er war unter anderem davon überzeugt, dass sich die menschliche Seele empirisch erforschen ließe, wenn man nur zuließe, dass durch diese Forschung Methoden angewendet würden, die über exakte, bis zu diesem Zeitpunkt anerkannte Praktiken hinaus gingen, so zum Beispiel Hypnose. Diese Überzeugung erinnert stark an den gemeinhin als Begründer der Psychoanalyse bekannten Wiener Arzt und Psychiater Sigmund Freud. Die damals wenig anerkannte Fachrichtung der Psychiatrie trieb Jung wieder ein wenig in die Isolation (Meine alte Wunde, das Gefühl von Fremdsein und Entfremdung, schmerzte wieder¹⁷), doch an der Universitätsklinik Zürich fand er einen äußerst prominenten und begabten Lehrmeister, den Schöpfer des Begriffes Schizophrenie Eugen Bleuler. Die dortige Arbeit an Galtons Wortassoziationsexperiment, das hier nicht näher beschrieben werden soll, lässt Jung in der Welt der Psychiatrie bekannt werden und steht auch am Beginn seiner Bekanntschaft (in dieser Arbeit soll bewusst die Bezeichnung „Freundschaft“ für diese Beziehung vermieden werden) mit Sigmund Freud. Am Beginn dieser Beziehung stand auf der einen Seite der junge, motivierte C. G. Jung, der in Freud einen väterlichen Mentor und Lehrer sah, und auf der anderen Seite der fünfzigjährige Sigmund Freud, der – unter anderem aus übertriebener Hypochondrie – darauf versessen war, einen fähigen Nachfolger an der Spitze der psychoanalytischen Bewegung zu finden und eben jenen in Jung sah. Mit der Zeit jedoch wurde die Beziehung kühler, nicht zuletzt aus fachlichen Gründen – auf die Differenzen in der Traumdeutung und -analyse soll später noch eingegangen werden.

Nach der Loslösung von Freud gelang es Jung immer besser, seine eigenen Vorstellungen und Theorien von Träumen, dem Unbewussten und den Archetypen zu entwickeln. Die Annahme der Archetypen, die in einem eigenen Kapitel erklärt werden, wurde von der klassischen Psychoanalyse nach Freud abgelehnt, doch hinderte dies C. G. Jung nicht daran, einer der bedeutendsten Psychiater, Psychologen und sogar Ethnologen des 20. Jahrhunderts zu werden.

Jung starb am 6. Juni 1961 in Küsnacht im Kanton Zürich. Er hinterließ fünf Kinder.

¹⁶ Ebda. S. 17.

¹⁷ Jaffé (Hg.): Erinnerungen, Träume, Gedanken, S. 116.

2. Die Jungsche Psyche

Die Veröffentlichung der Theorie über das kollektive Unbewusste war die bedeutendste Abweichung C. G. Jungs von Sigmund Freud. Im Gegensatz zum Wiener Psychoanalytiker, der lediglich in einigen Randbemerkungen von archaischen Resten in der Psyche gesprochen hatte, entwickelte der Schweizer ein ganz bedeutendes und grundlegendes Konzept, das als Unterbau für die gesamte Wissenschaft der Psychologie dienen konnte. Es ist potentiell vergleichbar mit der Bedeutung der Quantentheorie für die Physik.¹⁸

Jung geht davon aus, dass im Unbewussten (dem größten Teil der Psyche) zwischen zwei Teilen zu unterscheiden sei: Auf der einen Seite steht das persönliche Unbewusste und auf der anderen Seite das kollektive Unbewusste.

Das Unbewusste an sich beinhaltet alle psychischen Erfahrungen und Inhalte, die nicht auf das Bewußtsein sowie das Ich in wahrnehmbarer Weise bezogen sind.¹⁹ Dies bedeutet, dass seelische Probleme, die verdrängt oder eben nicht bewusst wahrgenommen werden, in einem anderen Bereich des Geistes (der Seele, der Persönlichkeit), abgespeichert werden und so Störungen des Selbst verursachen können, ohne dass das Individuum selbst vorerst eine plausible Erklärung dafür finden kann. Gemeinhin ist die These Freuds, das Unbewusste enthalte Dinge, Vorgänge oder Erlebnisse, die unangenehm erscheinen und dadurch verdrängt werden (also *unbewusst* gemacht werden), sehr bekannt. Jung erweitert diese Begrifflichkeit allerdings:

Das Unbewußte hat auch noch eine andere Seite: In seinen Umfang sind nicht nur die *verdrängten* [Hervorhebung C. G. Jung, Anm.]Inhalte einzubeziehen, sondern auch alles dasjenige psychische Material, das den Schwellenwert des Bewußtseins nicht erreicht. Es ist unmöglich, die Unterschwelligkeit aller dieser Materialien aus dem Prinzip der Verdrängung zu erklären, sonst müßte ja durch die Aufhebung der Verdrängung der Mensch ein phänomenales Gedächtnis bekommen, das nichts mehr vergißt.²⁰

Anders gesagt bedeutet dies, dass ein Mensch, der sich vornimmt, nichts zu verdrängen (sich also alle Erlebnisse im Laufe seines Lebens bewusst macht beziehungsweise merkt), ein unglaubliches Gedächtnis bekommen und sich an alle Erlebnisse erinnern müsste. Natürlich ist dem nicht so, daher entwickelt Jung eine

¹⁸ Stevens: Jung, S. 49.

¹⁹ Hark, Helmut (Hg.): Lexikon Jungscher Grundbegriffe. Mit Originaltexten von C. G. Jung. 2. Aufl. Olten und Freiburg/Breisgau: Walter 1990. S. 187.

²⁰ Jung, Carl Gustav: Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten. 2. Auflage. München: dtv 1990. S. 11.

These, die die negative Konnotation des Begriffes *Verdrängung* relativiert: Er leugnet nicht, dass Ereignisse, die sich persönlich negativ auf die Psyche eines Menschen auswirken könnten, verdrängt, also ins Unbewusste verschoben werden, doch er fügt hinzu, dass auch Erlebnisse, die im Moment als für die weitere Entwicklung nicht relevant eingestuft werden, ebenfalls ins Unbewusste verschoben werden. Etwas vereinfacht ausgedrückt könnte man sagen, der Mensch vergisst gewisse Dinge, die er als nicht wichtig oder als nicht erinnerungswert erachtet. Vergessen bedeutet aber nicht unbedingt löschen, sondern in manchen Fällen eben auch ein Verschieben in das Unbewusste:

Wir heben hervor, daß außer dem verdrängten Material auch alles unterschwellig gewordene Psychische sich im Unbewußten befindet, inbegriffen subliminale Sinneswahrnehmungen.²¹

Nun darf das Unbewusste natürlich nicht unabhängig vom Bewussten betrachtet werden.

Es gibt bei vielen Menschen eine geheime Angst vor dem U[nbewussten], weil durch dessen Kräfte das Bewußtsein außer Kraft gesetzt werden kann.²²

Dies bedeutet, dass Bewusstsein und Unbewusstes in ständiger Interaktion stehen, das Unbewusste enthält gewissermaßen die „Keime späterer bewußter Inhalte“²³. Jung dazu weiter:

Wir haben ebenso Grund zu vermuten, daß das Unbewußte keineswegs ruhend ist, in dem Sinne, daß es inaktiv wäre, sondern es ist anhaltend beschäftigt mit der Gruppierung und Umgruppierung seiner Inhalte.²⁴

Die ständigen Umwälzungen im Unbewussten können sich in Träumen, Phantasien, Visionen, Fehlleistungen oder Handlungen, die wir populärwissenschaftlich als „unbewusst“ oder „unterbewusst“²⁵ bezeichnen.

2.1 Das persönliche Unbewusste

Das persönliche Unbewusste beinhaltet all jene Ereignisse und Erfahrungen, die, wie weiter oben schon beschrieben, vom Bewusstsein weg verschoben werden, und zwar auf der persönlichen, individuellen Erfahrungsebene.

²¹ Ebda.

²² Hark (Hg.): Lexikon Jungscher Grundbegriffe, S. 187.

²³ Jung: Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten, S. 11.

²⁴ Ebda.

²⁵ Ein eigentlich vollkommen falscher Begriff; weder Freud noch Jung verwenden das Präfix unter-, da in ihren Vorstellungen dieser Bereich der Psyche niemals einem anderen untergeordnet sein kann

Es ist anzunehmen, daß alle diese Inhalte insofern persönlicher Natur sind, als sie Erwerbungen des individuellen Daseins sind. Da dieses Dasein beschränkt ist, so muß auch die Zahl der Erwerbungen des Unbewußten eine beschränkte sein [...] ²⁶

Soweit unterscheidet sich Jungs These noch nicht besonders von jener Freuds. Betrachtet man das Beispiel Traum als Äußerung einer im Unbewussten abgespeicherten Erfahrung, so meint auch Freud, „daß das Rätsel der Traumbildung durch die Aufdeckung einer unvermuteten psychischen Reizquelle gelöst werden kann.“ ²⁷

Zusammenfassend kann also festgestellt werden, dass

wir im Unbewußten gewissermaßen eine Schicht zu unterscheiden haben, die man als *persönliches Unbewußtes* [Hervorhebung C. G. Jung, Anm.] bezeichnen dürfte. Die in dieser Schicht enthaltenen Materialien sind insofern persönlicher Natur, als sie einesteils als Erwerbungen der individuellen Existenz, andernteils als psychologische Faktoren, die ebenso gut bewußt sein könnten, charakterisiert sind.[...] Wir erkennen diese Materialien als *persönliche Inhalte* [Hervorhebung C. G. Jung, Anm.] daran, daß wir ihre Wirkungen oder ihr partielles Erscheinen oder ihre Herkunft in unserer persönlichen Vergangenheit nachweisen können. ²⁸

Wichtig ist eben die Hervorhebung, dass es sich hierbei um eine persönliche *Erfahrungsebene* handelt. Was nicht vom Individuum selbst erlebt, gespürt oder mit einem anderen Sinn erfasst wurde, kann nicht teil dieser Ebene werden.

2.2 Das kollektive Unbewusste

Im Jahr 1936 schreibt Jung: „Wohl keiner meiner Begriffe ist auf soviel Mißverständnis gestoßen wie die Idee des kollektiven Unbewußten.“ ²⁹

Um diesen Satz besser zu verstehen, muss man näher auf jene Idee eingehen.

Mit der These des kollektiven Unbewussten führte C. G. Jung eine Kategorie ein, die ihn einerseits von der klassischen Psychoanalyse nach Sigmund Freud weiter entfernte und die andererseits eine mögliche Erklärung für ein gemeinsames, allen Menschen eigenes kulturelles Gedächtnis liefern kann.

Der empirische Nachweis einer überpersönlichen und geistigen Dimension in der unbewußten Psyche gehörte zu jenen Entdeckungen Jungs, die die Kluft zu den psychologischen Auffassungen Freuds offenbar werden ließen. ³⁰

²⁶ Jung, Carl Gustav: Archetypen. 2. Auflage. München: dtv 1991. S. 45.

²⁷ Freud, Sigmund: Die Traumdeutung. In: Ders.: Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet. Zweiter und dritter Band. Hg. von Anna Freud u.a. Frankfurt/Main: Fischer 1999. S. 44.

²⁸ Jung: Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten, S. 19.

²⁹ Jung: Archetypen, S. 45.

Es darf allerdings keinesfalls angenommen werden, dass die *Vorstellungen* in diesem kollektiven Unbewussten von Generation zu Generation vererbt werden, was eine zu vereinfachte und damit falsche Annahme darstellen würde, sondern nur das kollektive Unbewusste selbst:

Damit behaupte ich keineswegs die *Vererbung von Vorstellungen* [Hervorhebung C. G. Jung, Anm.], sondern nur von der *Möglichkeit des Vorstellens* [Hervorhebung C. G. Jung, Anm.], was ein beträchtlicher Unterschied ist.³¹

Dies bedeutet, dass jener Teil des Unbewussten gewissermaßen jedem Menschen angeboren sei, ohne dass es ihm bewusst von seiner Vorgängergeneration weitergegeben worden sei. Radikal weitergedacht kann diese These durchaus mit Noam Chomskys Theorie der generativen Transformationsgrammatik verglichen werden: Jedes Individuum besitzt die grundsätzliche Fähigkeit, aus einer endlichen Anzahl von Regeln eine unendliche Anzahl von Sätzen zu produzieren.³² Ebenso könnte es sich, laut Jung, mit dem kollektiven Unbewussten verhalten: Jedes Individuum besitzt die Möglichkeit, aus einer begrenzten Anzahl von Eindrücken eine unbegrenzte Anzahl von Vorstellungen zu produzieren.

Während das persönliche Unbewusste wesentlich aus Inhalten besteht, die zu einer Zeit bewußt waren, aus dem Bewußtsein jedoch entschwunden sind, indem sie entweder vergessen oder verdrängt wurden, waren die Inhalte des kollektiven Unbewußten *nie* [Hervorhebung F. M., Anm.] im Bewußtsein und wurden somit nie individuell erworben, sondern verdanken ihr Dasein ausschließlich der Vererbung.³³

Diese Inhalte, die Jung als Archetypen bezeichnet, stammen also nicht aus der Psyche eines einzelnen Menschen, sondern werden weitergegeben. Der Punkt ist allerdings, dass sich diese Inhalte verschieden manifestieren können, d.h. die Vorstellungen von diesen Inhalten sind von Person zu Person verschieden, daher der Unterschied zwischen vererbtem kollektiven Unbewussten und nicht vererbten Vorstellungen, die aus jenem resultieren. Nach Jung wird also das psychische Funktionieren des Menschen überhaupt vererbt (teilweise durch die Hirnstruktur), und zwar unabhängig von Kulturkreis, Wohnraum oder Gesellschaftsform:

³⁰ Frey-Rohn, Liliane: Von Freud zu Jung. Eine vergleichende Studie zur Psychologie des Unbewußten. Zürich und Stuttgart: Rascher 1969. S. 143.

³¹ Jung, Carl Gustav: Über die Psychologie des Unbewussten. Zürich: Rascher 1943. S. 119.

³² Vgl. Chomsky, Noam: Aspects of the theory of syntax. 2. Auflage. Cambridge, Mass.: MIT Press 1965. S. 16ff.

³³ Jung: Archetypen, S. 45.

Das sind die mythologischen Zusammenhänge, die Motive und Bilder, die jederzeit und überall ohne historische Tradition oder Migration neu entstehen können.³⁴

Es können sich die Vorstellungen also spontan, ohne Einfluss von außen, aus diesem kollektiven Unbewussten bilden.

Bemerkenswert erscheint, dass Jung die Existenz des kollektiven Unbewussten als absolut und ohne Zweifel postuliert, indem er betont, dass „der Begriff des kollektiven Unbewußten weder eine spekulative noch eine philosophische, sondern eine empirische Angelegenheit ist.“³⁵ Dies bedeutet, dass ein solches besteht und durch verschiedene Versuche sowie anders geartete Beweise nachgewiesen werden kann. Nach Jung kann dieser Beweis über die Archetypen geliefert werden.

2.3 Der Archetypus/Die archetypische Vorstellung

Die Unterscheidung zwischen kollektivem und persönlichem Unbewussten macht erst die These von den Archetypen möglich.

Die Begriffsbildung C.G. Jungs zum A[rchetypus] ist aus langjährigen Erfahrungen in der Traumpsychologie und dem Studium der Mythologie erwachsen.³⁶

Hauptquelle für den Beweis der Existenz von Archetypen ist für Jung also der Traum, der den Vorteil hat, „vom Willen unabhängige, spontane Erzeugungen der unbewußten Psyche zu sein“³⁷, d.h. die Analyse jener Vorgänge, die versuchen, Inhalte des Unbewussten ins Bewusste übertreten zu lassen. Dabei ist es nach Jung wichtig, zwischen Bekanntem und Unbekanntem zu unterscheiden: Bei der eingehenden Betrachtung der verschiedenen Träume eines Individuums ist es von zentraler Bedeutung, zwischen Motiven, die der Person *bekannt sind* oder *bekannt sein könnten* und Motiven, die der Person *sicher nicht bekannt sind* zu unterscheiden. Nur letztere Motive, die sich im Traum „funktionell so verhalten, wie wir es vom Funktionieren der Archetypen in historischen Quellen her kennen“³⁸, können als Archetypen bezeichnet werden. Problematisch bei dieser Definition, besonders im Lichte des Informationszeitalters am Beginn des 21. Jahrhunderts, ist zweifellos die Tatsache, dass eine genaue Abgrenzung durch den Konjunktiv *bekannt sein könnte* wesentlich erschwert wird. Hinzu kommt, dass der Archetypus an sich eine unanschauliche Struktur in der menschlichen Psyche ist, die erst durch ein bestimmtes, von

³⁴ Jung, Carl Gustav: Typologie. 2. Aufl. München: dtv 1990. S. 193.

³⁵ Jung: Archetypen, S. 47.

³⁶ Hark (Hg.): Lexikon Jungscher Grundbegriffe, S. 25.

³⁷ Jung: Archetypen, S. 51.

³⁸ Ebda.

Individuum zu Individuum verschiedenes Bild zum Ausdruck kommt. Daraus folgt, dass im kollektiven Unbewussten jedes Menschen diese Strukturelemente vorhanden sind als „Bereitschaftssysteme, die das seelische Erleben anordnen und bewirken und die Erscheinungsbilder strukturieren“³⁹ – sie haben also *keinen* Inhalt, sondern ordnen gewisse Inhalte nur, und zwar zu archetypischen Bildern oder zu Komplexen (was allerdings nicht populärwissenschaftlich als Ausdruck einer psychischen Störung verstanden werden soll, sondern als Konglomerat von Gefühlen, Gedanken, Wahrnehmungen und Erinnerungen); erstere und letztere lassen sich dann im persönlichen Unbewussten erkennen:

Die Inhalte des persönlichen Unbewussten sind in der Hauptsache die sogenannten *gefühlbetonten Komplexe* [Hervorhebung C. G. Jung, Anm.], welche die persönliche Intimität des seelischen Lebens ausmachen. Die Inhalte des kollektiven Unbewussten dagegen sind die sogenannten *Archetypen* [Hervorhebung C. G. Jung, Anm.]⁴⁰.

Wer hier an die Topik des Aristoteles⁴¹ denkt, muss bedenken, dass die Lehre des griechischen Philosophen von Gemeinplätzen ausgeht, aus denen jeder Mensch schöpfen kann. Im Gegensatz dazu kann aus den Jungschen Archetypen nichts bewusst entnommen werden.

Jung vergleicht seine Theorie des Archetypus mit jener des platonischen *eidos*⁴², wobei dies zwar eine Hilfestellung bei der Erklärung sein kann, aber das wesentliche Unterscheidungsmerkmal darin besteht, dass die platonische Idee durch Denken zugänglich gemacht werden kann (als ideale Wirklichkeit), während durch die Definition des Archetypus als bloßes Strukturelement, das erst durch ein Bild erfahrbar gemacht wird, dies nie der Fall sein kann. Wenn hier also von Archetypen die Rede ist, kann immer nur durch eine Vermittlung, eine Zwischeninstanz auf sie zugegriffen werden. Stevens schreibt dazu:

Jungs Archetypen unterscheiden sich von Platons «Ideen» durch ihre dynamischen, zielgerichteten Eigenschaften. Archetypen suchen sich in der Persönlichkeit und dem Verhalten des Individuums zu verwirklichen, so wie der Kreislauf des Lebens danach drängt, sich im jeweiligen Umfeld zu entfalten.⁴³

³⁹ Hark (Hg.): Lexikon Jungscher Grundbegriffe, S. 26.

⁴⁰ Jung: Archetypen, S. 8.

⁴¹ Aristoteles: Topik. Übers. v. Eugen Rolfes. Darmstadt: Wissenschaftl. Buchgemeinschaft 1995 (Philosophische Schriften 2). Passim.

⁴² Vgl. Ebda.

⁴³ Stevens: Jung, S. 52.

Jung geht also viel stärker auf die individuelle Ausformung ein, während Platon davon ausgeht, dass sich hinter jedem Ding ein Ideal verbirgt, auf eine gewisse Weise also eine Objektivität oder eine Wahrheit an sich (wie auch etwa Bernard Bolzano⁴⁴) – der wesentlichste Unterschied besteht wohl darin, dass die platonische Idee eine philosophische Kategorie und der Jungsche Archetypus eine psychologische bzw. psychische Kategorie darstellt: Der Begriff „Kategorie“ selbst wird zwar erst von Aristoteles in die Philosophie eingeführt (um etwas zu bezeichnen, worüber geredet wird, sogenannte Gattungen der Aussage), doch die Ansätze davon finden sich eben schon vorher. Weiter entwickelte dann Kant seine eigene Theorie über die Kategorien, um grundlegende Formen von Handlungen aus dem menschlichen Verstand zu beschreiben.⁴⁵ In oberflächlichem Sinne lassen sich letztgenannte Definition und jene von Jung miteinander vergleichen, da beide sich letztendlich auf menschliche Handlungsweisen beziehen. Allerdings geht der Philosoph von einer Voraussetzung für Erkenntnis aus (Denken), während der Psychologe/Psychiater menschliche Handlungsweisen bzw. die Voraussetzungen dafür analysiert (Unbewusstes).

Wie bereits weiter oben erwähnt, beschäftigte sich C. G. Jung auch mit Mythen bzw. Mythologien verschiedener Völker. Die Ähnlichkeiten, die bei diesen Untersuchungen auftraten, ohne dass ein beweisbarer Kontakt zwischen manchen Zivilisationen bestand, erhärtet(e) die These vom kollektiven Unbewussten, das durch die Archetypen konstituiert wird:

Der Archetyp ist [...] eine angeborene Tendenz, [...] bewusste Motivbilder zu formen – Darstellungen, die im Detail sehr voneinander abweichen können, ohne jedoch ihre Grundstruktur aufzugeben. Es gibt zum Beispiel viele verschiedene Darstellungen des Motivs der feindlichen Brüder, das Grundmuster aber bleibt dasselbe.⁴⁶

Am Beispiel der feindlichen Brüder wird deutlich, dass die archetypischen Bilder sehr wohl unterschiedlich sein können (nicht jede Kultur erzählt exakt die gleiche Geschichte), die ihnen innewohnende Struktur (oder, wenn man so will, Idee) allerdings bleibt gleich – der Archetyp an sich. Nahe an diesen Archetypen liegen die

⁴⁴ Vgl. Morscher, Edgar: Bernard Bolzano's life and work. Sankt Augustin: Academia 2008 (Beiträge zur Bolzano-Forschung 22). Passim.

⁴⁵ Vgl. Philosophisches Wörterbuch. Begr. v. Heinrich Schmidt. Neu hg. v. Martin Gessmann. 23. vollst. neu bearb. Aufl. Stuttgart: Kröner 2009. S. 380f.

Wolters, Gereon: Kategorie. In: Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. Band 2. Hg. v. Jürgen Mittelstraß. Stuttgart: Metzler 1995. S. 368f.

Quante, Michael: Kategorie. In: Metzler Philosophie Lexikon: Begriffe und Definitionen. Hg. v. Peter Prechtl u. Franz-Peter Burkard. 2. erw. u. aktual. Aufl. Stuttgart: Metzler 1999. S. 278.

⁴⁶ Jung, Carl Gustav u.a.: Der Mensch und seine Symbole. 12. Auflage. Olten: Walter 1991. S. 67.

Instinkte, die allerdings „physiologische Impulse, die mit den Sinnen «ausen» wahrgenommen werden“⁴⁷, sind, während die *inneren* Erscheinungen Phantasien sind, die ihre Gegenwart oft durch „symbolische Bilder“⁴⁸ verraten (eben die Archetypen).

Ihren [der Archetypen, Anm.] Ursprung kennt man nicht; sie tauchen jederzeit auf, überall in der Welt.⁴⁹

Dabei ist eben auch von Bedeutung, dass nicht nur äußere Einflüsse wie das Auf- und Untergehen der Sonne zu einem Mythos beitragen, sondern auch innere wie das kollektive Unbewusste.

Um die psychologische Ebene des Mythos besser erklären zu können, bedient sich Jung einer ethnologischen Erklärung, dessen Wortwahl im 21. Jahrhundert wohl etwas veraltet bzw. sogar politisch unkorrekt bezeichnet werden darf, was aber nichts an der eigentlichen Logik und Anschaulichkeit ändert:

Daß die Mythen aber in erster Linie psychische Manifestationen sind, welche das Wesen der Seele darstellen, darauf hat man sich bisher so gut wie gar nicht eingelassen. An einer objektiven Erklärung der offenkundigen Dinge liegt dem Primitiven zunächst wenig, dagegen hat er ein unabweisbares Bedürfnis, oder besser gesagt, hat seine unbewußte Seele einen unüberwindlichen Drang, alle äußere Sinneserfahrung an seelisches Geschehen zu assimilieren. Es genügt dem Primitiven nicht, die Sonne auf- und untergehen zu sehen, sondern diese äußere Beobachtung muß zugleich auch ein seelisches Geschehen sein, das heißt die Sonne muß in ihrer Wandlung das Schicksal eines Gottes oder eines Helden darstellen, der, im Grunde genommen, nirgends anders wohnt als in der Seele des Menschen.⁵⁰

Dies bedeutet, dass der Mensch, ob bewusst oder unbewusst, auf bestimmte Vorgänge in seiner Umwelt, die für ihn selbst (für jedes Individuum verschieden) bedeutsam sind oder werden, Assoziationen sucht und diese in seinem kollektiven Unbewussten als Archetypus findet. Um mit Liliane Frey-Rohn zu sprechen bedarf es der aktiven Mitwirkung des Ich – ohne Formung der bewussten, und wie hinzuzufügen ist, der persönlichen unbewussten Psyche des Individuums, ist keine Ausformung eines archetypischen Bildes möglich.⁵¹ Bei der Untersuchung dieser Kategorien ist es also einerseits von Nöten, den allgemein vorhandenen Archetypus zu benennen und zu kategorisieren, und andererseits das archetypische Bild zu

⁴⁷ Ebda. S. 69.

⁴⁸ Ebda.

⁴⁹ Ebda.

⁵⁰ Jung: Archetypen, S. 9.

⁵¹ Vgl. Frey-Rohn: Von Freud zu Jung, S. 138.

analysieren und die individuelle Ebene, die eben die jeweilige Ausformung erst möglich macht, zu berücksichtigen.

Die Ausformung des Archetypus als archetypisches Bild im persönlichen, also individuellen Unbewussten lässt darauf schließen, dass es zwar eine endliche Anzahl von Archetypen, aber eine unendliche Anzahl an archetypischen Bildern gibt, weil im Extremfall jedes Individuum ein eigenes Urbild formt.

Ich begegne immer wieder dem Mißverständnis, daß die Archetypen inhaltlich bestimmt, das heißt eine Art unbewußter «Vorstellungen» seien. Es muß deshalb nochmals hervorgehoben werden, daß die Archetypen nicht inhaltlich, sondern bloß formal bestimmt sind, und letzteres nur in sehr bedingter Weise. Inhaltlich bestimmt ist ein Urbild nachweisbar nur, wenn es bewußt und daher mit dem Material bewußter Erfahrung ausgefüllt ist.⁵²

Jung erklärt weiter, dass ein Archetyp a priori ein „leeres, formales Element“⁵³ sei, das es erst durch Erfahrung zu füllen gelte. Überliefert werden also nicht festgefahrene Vorstellungen, sondern lediglich der Rahmen bzw. eben die Form, die dann individuell inhaltlich geprägt wird. Logisch klingt diese Erklärung, wenn man sich vor Augen führt, dass nicht jeder Mensch die gleiche Fülle an Erfahrungen im Laufe seines Lebens machen kann. Gewissermaßen kann man die Archetypen als eine Art „beschriftetes Schubladensystem“ verstehen, wobei die einzelnen Fächer je nach Bedarf „eingerräumt“ werden. Es kommt dann auf die äußeren Lebensbedingungen an, wie und welche Schubladen dann tatsächlich befüllt werden.

Die Haupteigenschaft des Archetypus ist die Numinosität. Der von Rudolf Otto⁵⁴ geprägte Begriff bezeichnet das „Unaussprechliche, Geheimnisvolle und Erschreckende“⁵⁵ und drückt damit aus, welche Macht die seelischen Kräfte ausüben. Die negative Konnotation der Attribute lässt sich dadurch erklären, dass dem Menschen Kräfte, die er selbst nicht kontrollieren kann, nicht geheuer sind:

[...] Gefühl des *mysterium tremendum* [Hervorhebung R. Otto, Anm.], des schauervollen Geheimnisses. Das Gefühl davon kann mit milder Flut das Gemüt durchziehen in der Form schwebender ruhender Stimmung versunkener Andacht: es kann so übergehen in eine stetig fließende Gestimmtheit der Seele die lange fortwährt

⁵² Jung, Carl Gustav: Die Archetypen und das kollektive Unbewußte. Olten: Walter 1976 (Gesammelte Werke 9/1. Hg. v. Lilly Jung-Merker und Elisabeth Rief). S. 95.

⁵³ Ebda.

⁵⁴ Vgl. Otto, Rudolf: Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen. 29. - 30. Aufl. München: Beck o.J. S. 5-7.

⁵⁵ Hark (Hg.): Lexikon Jungscher Grundbegriffe, S. 120.

und nachzittert bis sie endlich abklingt und die Seele wieder im Profanen läßt. Es kann auch mit Stößen und Zuckungen plötzlich aus der Seele hervorbrechen. Es kann zu seltsamen Aufgeregtheiten, zu Rausch Verzückung und Ekstase führen.⁵⁶

Nach Sigmund Freud ist es Menschen unheimlich, wenn sie ihr Gegenüber nicht mehr einschätzen können beziehungsweise den Eindruck haben, übernatürliche Kräfte seien im Spiel.⁵⁷ Anders gesagt, sobald etwas außerhalb der Kontrolle dessen ist, was Freud und Jung als „Ich“ (der bewusste Teil der Psyche) bezeichnen, wird es zu einem potentiell Angst erzeugenden Faktor. Da das Individuum die Archetypen bzw. archetypischen Bilder nicht bewusst steuern kann, kommt es zu dieser Numinosität. Es ist also weniger eine furchterregende archetypische Vorstellung wie jene vom „Teufel“ oder dem „Dämon“, die die Angst hervorruft, sondern vielmehr die Tatsache der Unkontrollierbarkeit des Auftretens.

Genauer muß gesagt werden, daß es die archetypischen Bilder und Symbole sind, die erschreckend auf das Bewußtsein und das Ich wirken und zugleich eine Bewußtseinsenerweiterung bewirken.⁵⁸

Die Bewusstseinsenerweiterung findet statt, indem das archetypische Bild sich äußert. Jung versteht das Bewusstsein als Gegenbegriff zum Unbewussten, d.h. bewusst ist alles, „was das Ich wahrnimmt und weiß.“⁵⁹ Die Wahrnehmung der Symbole und Bilder durch das Ich bewirkt also die Erweiterung des Bewussten.

2.4 Drei Ebenen der Psyche

Der ohnehin sehr abgekürzt dargestellte Abriss zu den Theorien C. G. Jungs über die menschliche Psyche soll nun durch eine kurze Darstellung über Jungs Modell der menschlichen Psyche abgerundet werden:

Nach Jung besteht diese aus drei Ebenen, von denen die beiden letzteren aus naheliegenden Gründen bereits intensiver besprochen wurden:

- a) das Bewusstsein/das Bewusste
- b) das persönliche Unbewusste
- c) das kollektive Unbewusste

In Jungs Vorstellung nehmen b) und c) den weitaus größten Teil der Psyche ein. a) als äußerste Schicht (möchte man sich das Modell beispielsweise als

⁵⁶ Otto: Das Heilige. S. 13f.

⁵⁷ Vgl. Freud, Sigmund: Das Unheimliche. In: Ders.: Studienausgabe. Band IV. Psychologische Schriften. Hg. v. Alexander Mitscherlich u. a. 7. Aufl. Frankfurt/Main: S. Fischer 1970. S. 241-274.

⁵⁸ Hark (Hg.): Lexikon Jungscher Grundbegriffe, S. 120.

⁵⁹ Ebda. S. 33.

Zwiebelschalenmuster vorstellen) ist vergleichsweise klein/dünn und enthält das, was in der Psychoanalyse als „Ich“ bekannt ist.

Jung spricht von einem Ich-K[omplex], um die Vielzahl von seelischen Elementen und Funktionen anzudeuten, die in diesem Teilkomplex der Gesamtpersönlichkeit enthalten sind. [...] Das Ich ist zuständig für die Aufrechterhaltung der Persönlichkeit und deren Kontinuität sowie für die persönliche Identität.⁶⁰

Alles Psychische, was dieses Ich auf sich bezieht, ist das Bewusste:

Das Bewußtsein ist die Funktion oder Tätigkeit, welche die Beziehung psychischer Inhalte zum Ich unterhält.⁶¹

Und weiter:

Das Bewußtsein ist in erster Linie ein *Orientierungsorgan* [Hervorhebung C. G. Jung, Anm.] in einer Welt äußerer und innerer Gegebenheiten. Zuerst und vor allem stellt das Bewußtsein fest, daß etwas vorhanden ist. Ich bezeichne diese Fähigkeiten als *Empfindung* [Hervorhebung C. G. Jung, Anm.].⁶²

Man muss hier unbedingt hervorheben, dass sich der Ich-Begriff Jungs deutlich von jenem Freuds unterscheidet: Wesentlich ist bei Jung die Verbindung Ich und Bewusstsein, quasi als Bezugspunkt der bewussten Akte⁶³. Freud erkannte in einem Über-Ich einen unbewussten Anteil des Ich, während Jung der Meinung war, ohne Bewusstsein gebe es kein Ich⁶⁴.

Trotz des kleinen Raumes, den das Bewusstsein im Bild von Jungs Psyche einnimmt, kann eine gewisse Vorherrschaft nicht geleugnet werden: Schließlich ist es jener Bereich der Psyche, der andere Gesichtspunkte des Seelenlebens unterdrücken und verdrängen kann.

c) wurde schon hinlänglich beschrieben als Ort, an dem die Archetypen an sich zu finden sind. Außerdem ist es als innerste der Zwiebschalen der Sitz des Selbst, des Gesamtumfanges „aller psychischen Phänomene im Menschen. Es drückt die Einheit und Ganzheit der Gesamtpersönlichkeit aus“⁶⁵. Als Teil des kollektiven Unbewussten ist das Selbst natürlich in gewisser Weise auch ein Archetypus, der verschiedene Ausdrucksformen haben kann. Keinesfalls verwechselt werden dürfen das Ich und das Selbst; letzteres steuert zwar als Mittelpunkt der Persönlichkeit die bewussten

⁶⁰ Ebda. S. 72.

⁶¹ Jung: Typologie, S. 125.

⁶² Jung, Carl Gustav: Die Dynamik des Unbewußten. Solothurn u. a.: Walter 1995 (Gesammelte Werke 8. Hg. v. Marianne Niehus-Jung) § 256.

⁶³ Vgl. Frey-Rohn: Von Freud zu Jung, S. 159.

⁶⁴ Vgl. Jung: Typologie, S. 143.

⁶⁵ Ebda. S. 180.

und unbewussten Anteile der Psyche, kann aber im Gegensatz zum Ich nicht vollständig erfasst werden. Im Idealfall bilden das Ich und das Selbst eine Achse und damit eine kompensatorische Beziehung, das heißt, das Ich identifiziert sich mit dem archetypischen Bild des Selbst.

Intellektuell ist das Selbst nichts als ein psychologischer Begriff, eine Konstruktion, welche eine uns erkennbare Wesenheit ausdrücken soll, die wir als solche nicht erfassen können, denn sie übersteigt unser Fassungsvermögen, wie schon aus ihrer Definition hervorgeht. Sie könnte ebenso als «der Gott in uns» bezeichnet werden.⁶⁶

Kritisch kann hier angemerkt werden, dass trotz der zweifellos eingehenden Studien und Überlegungen, die C. G. Jung in seinem Forscherleben zu diesem Aspekt der menschlichen Psyche gemacht hat, eine eindeutige Erklärung nicht gefunden werden kann. Dies ist insofern problematisch, als das Vorhandensein von Jung selbst postuliert wird⁶⁷, aber nicht bewiesen werden kann. Der logische Schritt wäre hierbei, eine feste These aufzustellen und zu versuchen, diese zu verifizieren oder zu falsifizieren. Stattdessen wird – und dies soll keinesfalls abfällig gegenüber religiösen Gefühlen gedeutet werden – ein göttliches Prinzip eingeführt und damit durch den quasireligiösen Charakter des Selbst eine Entschuldigung gefunden, dieses nicht ausformulieren zu können. Das Selbst ist eigentlich die individuelle Komponente des kollektiven Unbewussten, der Urarchetyp, auf den das Ich stetig rekurriert und von dem das Ich gleichsam kontrolliert wird. Man kann das Ich auch als den bewussten Vertreter des Selbst verstehen; eine Ausformung der im Selbst potentiell angelegten Entwicklungsmöglichkeiten. Je nach dem, ob sich das Ich eher an der Außenwelt orientiert oder nicht, unterscheidet Jung zwischen extrovertierten und introvertierten Typen.

Als dritte, mittlere Zwiebelschale fehlt noch b), der Ort, der die archetypischen Bilder bzw. Komplexe beherbergt und ebenfalls schon weiter oben beschrieben wurde. Nun kann der Weg vom Archetyp an sich im kollektiven Unbewussten über das archetypische Bild im persönlichen Unbewussten bis zu einer seiner mannigfaltigen Äußerungen im Bewussten von innen nach außen räumlich nachvollzogen werden.

⁶⁶ Jung: Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten, S. 122.

⁶⁷ Vgl. Jung: Die Dynamik des Unbewußten, § 256.

2.5 Individuation

Den psychischen Prozess der Reifung bzw. *Erwachsenwerdung* des Menschen nennt Jung *Individuation*, was impliziert, dass dies ein Vorgang ist, bei dem die Person zum eigenständigen Individuum wird.

Individuation bedeutet: zum Einzelwesen werden, und, insofern wir unter Individualität unsere innerste, letzte und unvergleichbare Einzigartigkeit verstehen, zum *eigenen Selbst werden* [Hervorhebung C. G. Jung, Anm.]. Man könnte «Individuation» darum auch als «Verselbstung» oder als «Selbstverwirklichung» übersetzen.⁶⁸

Die Suche nach dem Selbst, nach dem Urarchetypus an sich ist es also, die Jung mit diesem Begriff meint. Folgt man seiner Theorie über das Selbst, ist es allerdings so, dass dieser Prozess der Individuation nie abgeschlossen sein kann, weil das Selbst an sich immer nur ein Ideal bleibt, das vom Ich erreicht werden will, oftmals aber nicht erreicht wird. Hier zeigt sich ein weiteres Mal deutlich die Abweichung Jungs von der Freudschen Lehre – die Annahme einer organisierten Persönlichkeitsmitte, die auch noch etwas Göttliches in sich trägt, wäre für die Wiener Schule nicht denkbar gewesen.

Abschließend möchte ich festhalten, daß Jung sich sehr klar darüber war, mit seiner Psychologie des Persönlichkeitsganzen und ihrer unvermeidlichen metaphysischen Voraussetzungen einen seelischen Bereich ins Auge gefaßt zu haben, der bis anhin mit Vorliebe dem Gebiet des Religiösen, Philosophisch-Metaphysischen überlassen worden war.⁶⁹

Dieser Vorgang der Persönlichkeitsentwicklung, des Findens des eigenen Selbst, darf allerdings nicht mit *Individualismus* verwechselt werden. Dieser sei, nach Jung, ein absichtliches Hervorheben einer Eigenart, von dem das Individuum glaubt, sie mache es zu etwas Besonderem⁷⁰, was zwangsläufig zu einer Form von Egoismus führt. Für Jung ist die *Individuation* vielmehr ein Ideal, das dazu führt, seine Stärken zu finden und sie in der Gesellschaft einzusetzen:

Individuation aber bedeutet geradezu eine bessere und völligere Erfüllung der kollektiven Bestimmungen des Menschen, indem eine genügende Berücksichtigung der Eigenart des Individuums eine bessere soziale Leistung erhoffen läßt, als wenn die Eigenart vernachlässigt oder gar unterdrückt wird.⁷¹

⁶⁸ Jung: Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten, S. 59.

⁶⁹ Frey-Rohn: Von Freud zu Jung, S. 105.

⁷⁰ Vgl. Jung: Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten, S. 59.

⁷¹ Ebda.

Da dieser Weg der Selbstwerdung und -findung ein steiniger sei und einer gewissen seelischen Reife und Überwindungsfähigkeit bedarf, kann nicht jeder Mensch diesen Zustand (und schon gar nicht den Idealzustand) erreichen. Dieses etwas elitäre Denken erscheint etwas leichter zu akzeptieren, wenn man Jung nicht unterstellen möchte, die Menschen grundsätzlich zu kategorisieren, sondern bedenkt, dass der Psychologe hier an Störungen und innere Krisen wie Neurosen oder Psychosen denkt, die diesem Vorgang zweifellos im Wege stehen (können). Besonders dann, wenn individuelle Normen, die jedes Individuum für sich postulieren kann, in Konflikt geraten mit kollektiven Normen oder die persönlichen Normen zu allgemeinen erklärt werden, kann es und wird es zu Gegensätzen und Auseinandersetzungen kommen. Auf dem Weg zur Individuation sind vor allem drei Archetypen/archetypische Bilder von großer Bedeutung:

2.5.1 Der Schatten

Salopp formuliert ist der Schatten *die dunkle Seite*, also all unsere negativen und bösen Eigenschaften, die wir uns aber sehr wohl bewusst machen müssen. Nach Jung wäre es ein schwerer Fehler, diesen Schatten zu verdrängen bzw. außer acht zu lassen, weil dieser im Unbewussten größer werden kann und das Ich überwältigen kann.

Häufig jedoch werden die eigenen Schattenanteile auf andere projiziert und an diesen irrtümlich bekämpft. Daher sind die Bewußtwerdung des Sch[atten] und die Zurücknahme dieser Projektionen eine ernste Aufgabe.⁷²

Bemerkenswert ist hier die Tatsache, dass Jung von einem absoluten moralischen Konzept auszugehen scheint; auch hier kann also der religiöse Einfluss keinesfalls geleugnet werden, nimmt man nur das Beispiel vom Teufel als Schatten Jesu Christi⁷³. Zu unterscheiden ist hier der individuelle Schatten, der im Selbst angelegt ist, vom archetypischen oder überpersönlichen Schatten, der eben als Teufel, Hexe oder Dämon in Erscheinung treten kann.

Wächst man im Umfeld einer menschlichen Gemeinschaft auf, wird der Archetyp des Feindes in der persönlichen Psyche in Form des Schattenkomplexes aktiviert. Der Komplex wird aus zwei wichtigen Quellen gespeist: (1) kulturelle Indoktrination und (2) familiäre Unterdrückung.⁷⁴

⁷² Hark (Hg.): Lexikon Jungscher Grundbegriffe, S. 146.

⁷³ Ebda.

⁷⁴ Stevens: Jung, S. 69.

Dies bedeutet, dass der überpersönliche Archetyp des Schattens durch soziale Einflüsse verschiedene Gestalten annehmen kann, und dass der persönliche Schatten erst durch diese gespeist wird. Dem ist entgegenzuhalten, dass dieser latent behavioristische Ansatz nur davon ausgeht, dass die Gesellschaft die negativen Seiten eines Menschen zum Vorschein bringt. In gewisser Weise ist dies natürlich richtig, denn nur im Gegensatz zu etablierten Normen kann ein Unterschied zwischen Gut und Böse bzw. Richtig und Falsch gemacht werden; allerdings spricht Jung ja davon, dass diese Anlagen in jeder Psyche bereits von vornherein existieren.

2.5.2 Anima und Animus

Unter den möglichen Geistern sind die Elterngeister die praktisch wichtigsten, daher der universal verbreitete *Ahnenkult* [Hervorhebung C. G. Jung, Anm.] [...]. Die Eltern sind für das Kind die nächsten und einflußreichsten Angehörigen. Im erwachsenen Alter aber wird dieser Einfluß abgespalten, die Eltern-Imagines werden daher womöglich noch mehr vom Bewußtsein abgedrängt und erhalten, wegen ihres nachwirkenden, vielleicht sogar unterdrückenden Einflusses leicht ein negatives Vorzeichen. Auf diese Weise bleiben die Eltern-Imagines als fremdartig in einem psychischen «Außen» stehen. Was dem erwachsenen Mann als unmittelbarer Umgebungseinfluß aber nunmehr anstelle der Eltern tritt, ist die *Frau*. [Hervorhebung C. G. Jung, Anm.]⁷⁵

Wenn auch die weiteren, an dieses Zitat anschließenden Bemerkungen C. G. Jungs im Lichte einer emanzipierten und der Gleichstellung von Frau und Mann zustrebenden Gesellschaft des 21. Jahrhunderts etwas befremdlich anmuten, so ist es doch interessant, abgesehen davon seine Bemerkungen über die maskuline bzw. feminine Qualität der Seele⁷⁶ etwas näher zu betrachten: Nach Jung existiert ein bestimmter Archetypus im Unbewussten des Mannes, den der Psychologe *Anima* nennt. In der „Auseinandersetzung und den unterschiedlichen Begegnungen mit der Mutter“⁷⁷ und den anderen, in der weiblichen Ahnenreihe existierenden Personen manifestiert sich ein Bild der Frau im Mann. „Diese verborgene und unbewußte Weiblichkeit wird in der Projektion auf ganz bestimmte Frauen, wie z.B. die Geliebte, die Mutter, die Schwester, die Gattin, die Hure etc. erlebt.“⁷⁸

⁷⁵ Jung: Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten, S. 74.

⁷⁶ Vgl. Ebda.

⁷⁷ Wiedermann: „Das Buch Franza“ und „Medea.Stimmen“, S. 21.

⁷⁸ Ebda.

Es besteht ein ererbtes kollektives Bild der Frau im Unbewußten des Mannes, mit dessen Hilfe er das Wesen der Frau erfaßt.⁷⁹

Im Gegensatz dazu existiert auch ein männlicher Pol in der weiblichen Psyche, und zwar der Animus.

Wie bereits weiter oben erwähnt können diese Begriffe beziehungsweise ihre Definitionen nicht ohne hinterfragt zu werden übernommen werden. Die Unterschiede zwischen Anima (monogam orientiert, sinnlich, kreativ etc.) und Animus (polygam orientiert, zielstrebig, rational etc.) muten bei bösariger Interpretation chauvinistisch und sexistisch und bei wohlmeinender Interpretation immer noch hausbacken und extrem konservativ an.⁸⁰

Auf dem Weg der Individuation funktionieren diese beiden Archetypen als Begegnung mit der Anlage von den vermeintlichen Eigenschaften des anderen Geschlechts. Noch heute ist es leider so, dass manche Verhaltensweisen oder Eigenschaften als *männlich* oder *weiblich* kategorisiert werden⁸¹ und aus diesem Grund verdrängt werden. Der Idealzustand der Individuation allerdings wäre es, diese Eigenschaft anzuerkennen und positiv zu nutzen. Nur so kann die Gesamtheit des Selbst erkannt werden.

Erwähnt werden diese Begriffe an dieser Stelle aus zwei Gründen:

Erstens soll damit gezeigt werden, dass Jung sehr wohl von einem *unterschiedlichen* kollektiven Unbewussten ausgegangen ist – und zwar unterschied er Mann und Frau sehr deutlich.

Zweitens können diese beiden Archetypen – wenn man nicht von Jungs Postulat, Frauen seien monogam und sinnlich veranlagt und Männer polygam und rational ausgeht – durchaus für die Literaturwissenschaft nützlich sein: Die Frage stellt sich nämlich, ob diese beiden Archetypen tatsächlich existieren, und zwar aus einem anderen Blickwinkel betrachtet: Über tausende von Jahren existierten diese von Jung beschriebenen (aber von ihm leider keineswegs kritisierten) Vorstellungen von der weiblichen beziehungsweise männlichen Psyche, Seele, oder wie auch immer man das Nicht-Körperliche des Menschen nennen mag – es kann daher durchaus sein, dass sich solche Archetypen manifestiert haben; auch im jeweils anderen Geschlecht.

⁷⁹ Jung: Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten, S. 76.

⁸⁰ An dieser Stelle sei eine persönliche Bemerkung gestattet: Es ist immer wieder verwunderlich, dass selbst für ihre Zeit extrem fortschrittliche Menschen wie Jung oder Freud dennoch eine derartig veraltetes Denksystem hatten, was Geschlechterrollen betraf.

⁸¹ und meistens mit negativem Unterton

2.5.3 Das Selbst

Über das Selbst wurde schon auf den Seiten 25-30 dieser Arbeit mehr oder weniger ausführlich geschrieben. Die dritte Konfrontation auf dem Weg der Individuation findet also mit dem Selbst statt. Es soll also eine Integration stattfinden – das Selbst ist als Archetyp schon angelegt, doch die Persönlichkeit muss mit diesem in Einklang gebracht werden. Dies geschieht am besten durch eine analytische Methode, durch die Bewusstmachung der Träume und deren Untersuchung.

2.5.4 Persona

Als letzter Begriff aus der Jungschen Psychologie soll an dieser Stelle noch die Persona besprochen werden: Jung übernimmt den Begriff aus der Theaterwelt, wo dieses Wort die *Maske* eines Schauspielers bezeichnet⁸² beziehungsweise seine Rolle, die dieser spielt:

Persona [...] bezeichnet [...] innerhalb der Bühnensprache zunächst die Maske, die die Schauspieler trugen, dann die Figur, bzw. Rolle, die sie darstellten.⁸³

Damit ist schon einiges ausgesagt:

Wenn wir die Persona analysieren, so lösen wir die Maske auf und entdecken, daß das, was individuell zu sein schien, im Grunde kollektiv ist, mit anderen Worten die Persona nur die Maske der Kollektivpsyche war. Im Grunde genommen ist die Persona nichts «Wirkliches». Sie ist ein Kompromiß zwischen Individuum und Sozietät über das, «als was Einer erscheint».⁸⁴

Dies bedeutet also, dass die Persona im Sinne des Individuationsprozesses ein Vermeidungsakt ist – das Individuum setzt sich nicht wirklich mit dem eigenen Ich auseinander, sondern gibt vor, etwas zu sein, was die Gesellschaft beziehungsweise seine unmittelbare Umwelt von ihm erwartet. Die Persona kann also nie Teil der individuellen, sondern wird immer nur Teil der kollektiven Psyche sein. Dazu gehört zum Beispiel die Erfüllung eines bestimmten Rollenbildes in einer Berufsgruppe, in einem Abhängigkeitsverhältnis oder in einem Familienverband. Solange man sich bewusst (!) ist, dass das Verhalten nur ein maskiertes ist, kann eine Störung zumindest teilweise vermieden werden. Sobald allerdings die soziale Rolle, die man spielt, beginnt, im Umfeld besser zu funktionieren als das tatsächliche Selbst, kann

⁸² Vgl. Hass, Adriana: Person. In: Theaterlexikon I. Begriffe und Epochen, Bühnen und Ensembles. Hg. v. Manfred Brauneck u. Gérard Schneilin. 5. vollst. überarb. Neuausgabe. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2007 (Rowohlts Enzyklopädie 55673). S. 781-783.

⁸³ Schwinge, E.-R.: Persona. In: Dtv-Lexikon der Antike. München: dtv 1969. S. 300.

⁸⁴ Jung: Die Beziehung zwischen dem Ich und dem Unbewußten, S. 41.

das Persönliche und Menschliche hinter dieser Maske verschwinden und im pathologischen Falle absterben. Die verdrängte Seele kann daher Probleme im zwischenmenschlichen Bereich verursachen und den Individuationsprozess be- oder gar verhindern.

Die Welt erzwingt ein gewisses Benehmen, und die professionellen Leute strengen sich an, diesen Erwartungen zu entsprechen. Die Gefahr ist nur, daß man mit der Persona identisch wird, so etwa der Professor mit seinem Lehrbuch oder der Tenor mit seiner Stimme. Dann ist das Unglück geschehen.⁸⁵

Daher ist es also im Grunde nicht problematisch an sich, eine Persona „zu haben“ – der Mensch folgt dadurch nur seinem Instinkt, Erwartungen zu erfüllen oder – in einem anderen Fall – Erwartungen eben gerade nicht zu erfüllen (Rebellion). Die einzige Bedingung für eine gesunde Psyche ist dabei allerdings, die Persona *bewusst* einzusetzen und nicht das Ich mit ihr verschmelzen zu lassen, da sonst das Selbst hinter diesem Gebilde verschwindet. Durch die anstrengende geistige Arbeit, die diese Bedingung erfordert, ist dies nicht immer der Fall. Im positiven Sinne kann die Persona als eine Art Schutz der Psyche verstanden werden: Nicht immer will das Individuum sein tatsächliches Wesen offenbaren, sei es aus Mangel an Selbstwertgefühl, aus Schwäche oder aus dem Empfinden der Inferiorität. In solchen Situationen kann diese Maske die Persönlichkeit vor Verletzungen schützen.

Fehlt die Persona, so trägt man kein schützendes ‚Gesicht‘, sondern ist mit all seinen Launen und Stimmungen der Umwelt preisgegeben wie ein Kind.⁸⁶

Wenn aber die oben genannten negativen Gefühle ständig bestehen und nicht nur in bestimmten Situationen, wird die Maske so starr werden, dass sie nicht mehr abgelegt werden kann. Deutlich zu beobachten ist dies in gewissen gruppendynamischen Prozessen wie zum Beispiel Jugendbanden oder parteipolitischen Organisationen, die an den Rändern des Extremismus wandeln.

Es darf jedoch nicht vergessen werden, dass nicht allein die soziale Umwelt diese Persona schafft, sondern auch das eigene Wunschbild des Individuums dazu beiträgt. Die persönliche Übersteigerung spielt auch hier eine wesentliche Rolle, denkt man zum Beispiel an die Redewendung „Ich will mein Gesicht nicht verlieren“. Im Grunde bedeutet das nichts anderes, als seine Maske nicht fallen lassen zu wollen.

⁸⁵ Jung: Die Archetypen und das kollektive Unbewußte, § 221.

⁸⁶ Jacobi, Jolande: Der Weg zur Individuation. Olten und Freiburg/Breisgau: Walter 1971. S. 49.

III. JUNGIANISCHE TRAUMDEUTUNG

1. Freud

Freuds ‚Traumdeutung‘ von 1900 ist der Beginn des neueren Traumverstehens. Ohne dieses Buchs [sic!] wäre gänzlich ungewiß, wo die Traumdeutung heute stünde; denn ausgesprochen oder unausgesprochen haben alle sich der verstehenden Psychologie zugehörig fühlenden Traumtheoretiker von ihm ihren Ausgang genommen, sich an ihm gerieben und aus der Reibefläche den Funken für Revisionen oder Neuerungen seines Traumverständnisses geschlagen.⁸⁷

Wie so oft bei C. G. Jungs Theorien ist ein zumindest überblicksartiges Verständnis ohne eine bestimmte Vorkenntnis der Freudschen Theorien nicht recht möglich, daher soll hier ein kurzer Abriss zu Freuds Traumdeutung stattfinden.

Folgt man Freud, so *bildet* sich der Traum auf Grund eines infantilen, verdrängten Wunsches, der meist sexuell orientiert ist. Da dieser Wunsch allerdings nicht ins Bewusstsein durchgelassen wird, findet eine sogenannte *Traumarbeit* statt, d.h. der Wunsch wird entstellt und zensuriert. Dies erfolgt meist dadurch, dass die Person, auf die sich der eigentliche Wunsch konzentriert, im Traum entweder kostümiert erscheint, als eine andere Person erscheint (*Verschiebung*) oder andersartig entstellt wird.

Wir dürfen also als die Urheber der Traumgestaltung zwei psychische Mächte (Strömungen, Systeme) im Einzelmenschen annehmen, von denen die eine den durch den Traum zum Ausdruck gebrachten Wunsch bildet, während die andere eine Zensur an diesem Traumwunsch übt und durch diese Zensur eine Entstellung seiner Äußerung erzwingt.⁸⁸

Zweck dieser Entstellung ist es, den Wunsch in die jeweilige Lebenswelt des Träumers so einzubetten, dass dieser nicht mehr befremdlich wirkt. In realiter findet also eine *Anpassung* statt, wobei eventuelle Lücken aufgefüllt werden, um eine plausible Geschichte darzustellen.

Dadurch unterscheidet Freud zwischen dem *latenten*, also ursprünglichen Traumgedanken und dem *manifesten* Traumtext – ersterer also der ursprüngliche

⁸⁷ Strunz, Franz: Die Traumdeutung zwischen Freud und Jung. Eine Neubewertung der Fundamente. Regensburg: Roderer 1995 (Theorie und Forschung 38; Psychologie 127). S. 8.

⁸⁸ Freud: Die Traumdeutung, S. 149.

Wunsch, zweiterer die Traumerzählung, die meist nur von Experten (sprich: Psychoanalytikern) aufgelöst werden kann. Bei der Analyse lässt sich feststellen, dass der manifeste Traum die Erfüllung des latenten Wunsches war, was nun zur Fragestellung der *Traumfunktion* führt:

Was ist der Sinn dieses nicht eben geringen seelischen Aufwandes der Traumarbeit? Der rohe Triebwunsch würde den Schlaf gefährden, dränge er in den ablaufenden Traum vor. Der verkleidete Triebwunsch gaukelt den Träumer in eine Wunschwelt und läßt ihn ruhig weiterschlafen.⁸⁹

Der Traum hat also zwei Funktionen: Einerseits verarbeitet er rohe Triebwünsche, die aus dem Unbewussten drängen und verarbeitet und erfüllt werden wollen; andererseits schützt er uns genau vor dieser Rohheit, indem er den Schlaf sicherstellt. Bemerkenswert ist, dass „der ganze bunte Gedanken-, Bild- und Ereignisreichtum“⁹⁰ eines Traumes ignoriert wird, weil davon ausgegangen wird, dass es sich ohnehin nur um die bedeutungslose Ausschmückung beziehungsweise Verschleierung eines groben Triebwunsches handelt.

Die gängige Kritik an dieser Theorie und an der psychoanalytischen Traumdeutung nach Freud an sich ist, dass

1. der latente Traumgedanke nur vom Therapeuten selbst erkannt werden kann und beinahe nie vom Analysanden selbst, obwohl dieser – zumindest teilweise – selbst besser wissen müsste, welche unbewussten Wünsche sich bei ihm/bei ihr aufdrängen würden
2. der latente Traumgedanke dem Analytiker immer schon im Vorhinein bekannt ist und daher von ihm auf grundlegende Aussagen der Psychoanalyse durchexerziert wird
3. der latente Traumgedanke nur durch den präetablierten⁹¹ Sinn zu ermitteln ist und dadurch als Double des manifesten Traumes fungiert. Dadurch wird die These der Verschleierung hinfällig.

Und schließlich

4. die Psychoanalyse selbst bei der Deutung der Träume gewaltige Unterschiede aufweist:

⁸⁹ Strunz: Die Traumdeutung zwischen Freud und Jung, S. 10.

⁹⁰ Ebda. S. 12.

⁹¹ Ebda. S. 13.

Einer Gruppe von Analytikern gelang bereits 1971 der Nachweis, daß fünf Psychoanalytiker, denen ein Traum zur Deutung vorgelegt wurde, sich nicht auf eine gemeinsame inhaltliche Deutungssprache einigen konnten.⁹²

Dies soll nun nicht bedeuten, dass die Freudsche Traumdeutung völlig unbrauchbar ist, aber zumindest darauf hinweisen, dass sie Fehler und Lücken aufweist, die schlussendlich auch bei der Interpretation der Symbole offenbar wird, wenn nicht mehr sicher ist, welches Symbol wofür stehen kann.

2. Jung

Jung schien eine sehr lange Zeit die Traumdeutung Freuds als eine Art Dogma zu sehen und blieb im Banne der Theorien der Wiener Psychoanalyse, obschon angezweifelt werden darf, dass Jung nicht schon früh seine eigene Theorie zum Traum entwickelt hatte.⁹³ Doch seit 1909 entfernt sich Jung immer mehr von Freud (dieses Datum lässt sich an einem Ereignis festmachen, als sich die beiden auf einer Reise in die USA befanden):

Freud hatte einen Traum, über dessen Problem zu berichten ich nicht befugt bin. Ich deutete ihn, so gut ich konnte, fügte aber hinzu, daß sich viel mehr sagen ließe, wenn er mir noch einige Details aus seinem Privatleben mitteilen wollte. Auf diese Worte hin sah mich Freud merkwürdig an – sein Blick war voll Mißtrauen – und sagte: «Ich kann doch meine Autorität nicht riskieren!» In diesem Augenblick hatte er sie verloren. Dieser Satz hatte sich mir ins Gedächtnis gegraben. In ihm lag das Ende unserer Beziehung bereits beschlossen. Freud stellte persönliche Autorität über Wahrheit.⁹⁴

Es kann davon ausgegangen werden, dass dieses Ereignis der Anfang vom Ende für Jungs übertriebene Ehrfurcht vor Freud war. Wesentlich hier sind zwei bedeutende Abweichungen von der Theorie Freuds, und zwar

⁹² Ebda. S. 14.

⁹³ An dieser Stelle eine Bemerkung über das frühe Verhältnis zwischen Freud und Jung: Als die beiden noch keine fachlichen Differenzen entzweiten, sprich als Jung sich noch völlig der Meinungen Freuds anschloss und dieser das wohlwollend goutierte, herrschte ein mehr oder weniger reger Briefverkehr zwischen der Schweiz und Österreich-Ungarn. Interessant bei der Lektüre der Korrespondenz ist die Tatsache, dass Jung, offensichtlich die Eigenheiten des österreichischen Titeladels gut kennend, die Briefe meist mit „Hoch verehrter Herr Professor!“ oder zumindest etwas später, als sich die beiden schon besser kennen, noch mit „Lieber Herr Professor!“ anspricht, während Freud, stets mit „Lieber Herr Kollege“ oder später „Lieber Freund“ antwortet. Allein diese Kleinigkeit sagt viel über das Rollenverständnis der beiden aus. Nachzulesen und zu -prüfen in McGuire, William und Wolfgang Sauerländer (Hg.): Sigmund Freud/C. G. Jung. Briefwechsel. Frankfurt/Main: Fischer 1974. Ab S. 11 passim.

⁹⁴ Jaffé (Hg.): Erinnerungen, Träume, Gedanken, S. 162.

1. die Ablehnung der Aussage, jeder Traum sei eine Quasierfüllung eines Wunsches; er habe vielmehr eine symbolische Bedeutung, dessen Sinn erst erschlossen werden müsse:

Der Traum ist ein psychisches Gebilde, das im Gegensatz zu sonstigen Bewußtseinsinhalten nach Form und Bedeutungsgehalt anscheinend nicht in der Kontinuität der Entwicklung der Bewußtseinsinhalte liegt. [...] Er geht nicht, wie andere Bewußtseinsinhalte, aus einer klar ersichtlichen, logischen und emotionalen Kontinuität des Erlebens hervor, sondern ist ein Überbleibsel einer eigenartigen psychischen Tätigkeit, welche während des Schlafes stattfindet. [...] Ein aufmerksamer Beobachter wird aber unschwer entdecken, daß der Traum doch nicht ganz aus der Kontinuität des Bewußtseins herausfällt, indem fast bei jedem Traum gewisse Einzelheiten aufzufinden sind, welche von Eindrücken, Gedanken, Stimmungen des oder der Vorgänge herkommen.⁹⁵

Jung bezweifelt zwar nicht (was ja empirisch beinahe jederzeit nachzuweisen ist), dass der Vorgang, den Freud als *Traumarbeit* beschrieb, Vorgänge, Figuren und Symbole abändert, doch ist in der zitierten Stelle insofern eine Abkehr von Freuds Theorie zu erkennen, als Jung einfach feststellt, dass bereits erlebte Dinge, die ins Unbewusste verschoben worden sind, sozusagen verarbeitet werden. Der Traum kann allerdings nicht in der Kontinuität der Bewusstseinsinhalte liegen, weil ja nicht das Ich entscheidet, worüber geträumt wird, sondern (bei Jung) eine eben eigenartige psychische Tätigkeit.

2. die Interpretation der Symbole. Nachdem Freud davon ausgeht, dass jeder Traum die Auswirkung eines unbewussten sexuellen Wunsches ist, repräsentieren Gegenstände in den Träumen naturgemäß sexuelles Inventar („In scheinbar harmlosen Anspielungen an die Verrichtungen der Küche lassen sich die häßlichsten wie die intimsten Einzelheiten des Sexuallebens denken und träumen [...].“⁹⁶). Bei Jung allerdings sind diese Symbole, wie später noch zu zeigen sein wird, mannigfaltigen Ursprungs und damit auch von ebensolcher Bedeutung.

Um Jungs Traumverständnis besser zu illustrieren, sei hier ein weiteres Mal Liliane Frey-Rohn zitiert:

⁹⁵ Jung, Carl Gustav: Traum und Traumdeutung. 3. Auflage. München: dtv 1991. S. 89.

⁹⁶ Freud: Traumdeutung, S. 352.

Er [der Traum, Anm.] stellte nicht nur – ähnlich dem Komplex – eine psychische Einheit dar, sondern seine Elemente waren ebenfalls um einen Kern gruppiert. Nicht zuletzt besaß er einen Affekt- und Gefühlston [...].⁹⁷

Dies bedeutet nun, dass Jung dem Traum eine viel höhere Bedeutung zumisst als Freud, und zwar in dem Sinne, als für Jung alle Komponenten in einem Traumbild beinahe gleich wichtig sind. Zwar ist er sich der Tatsache bewusst, dass ein Traum niemals zu hundert Prozent rekonstruiert werden kann (ein Problem, das auch Freud erkennt, aber in seiner Sicherheit um den Ursprung des manifesten Traumes außer Acht lassen kann), aber er erkennt, dass der Traum verschiedene Ursachen haben kann. Indem Jung den Traum als psychische Einheit erkennt, hebt er ihn auf die gleiche Stufe mit den Manifestationen der Archetypen. Jung ging sogar so weit, in deutlichen, sozusagen *ausgeträumten* Träumen eine Gliederung zu erkennen, die dem klassischen Drama nicht unähnlich war.

Mit verstärkter energetischer Spannung gewinnen die Träume geordneten Charakter, sie werden dramatisch komponiert, zeigen deutlichen Sinnzusammenhang [...].⁹⁸

Während in früheren Arbeiten⁹⁹ die Freudsche These von einer Zensurinstanz noch nicht vollständig verworfen wird, so distanziert sich Jung auch in diesem Zusammenhang immer mehr von seinem ehemaligen Mentor.

Mit der Ablehnung der Zensurinstanz fiel naturgemäß auch Freuds Hypothese einer durch sie bewerkstelligten Traumentstellung und Traumarbeit dahin [Hervorhebung L. Frey-Rohn, Anm.].¹⁰⁰

Für Jung war es der Seelenhintergrund selbst, der für die vermeintliche Unkenntlichmachung des Traum Inhaltes verantwortlich ist. Zwar ist Jung wie Freud der Meinung, dass der Traum eine Symbolsprache beziehungsweise Bildsprache spreche, allerdings besteht der wesentliche Unterschied zwischen den beiden Theorien darin, dass Jung der Meinung ist, dass der manifeste Traum ein Ausdruck des Eigentlichen sei (ein spontanes Bild des Hintergrundgeschehens). Die Undurchsichtigkeit entstehe nur durch die Unabhängigkeit und Unberührtheit vom Bewusstsein.

Der Traum ist ein Stück *unwillkürlicher* [Hervorhebung C. G. Jung, Anm.] psychischer Tätigkeit, das gerade soviel Bewußtsein hat, um im Wachzustand reproduzierbar zu sein.

⁹⁷ Frey-Rohn: Von Freud zu Jung, S. 307.

⁹⁸ Jung, Carl Gustav: Die transzendente Funktion. In: Ders.: Zum Wesen des Psychischen. Olten und Feiburg/Breisgau: Walter 1973. S. 7-36. S. 21.

⁹⁹ Wie z.B. in *Die transzendente Funktion* von 1916

¹⁰⁰ Frey-Rohn: Von Freud zu Jung, S. 308.

Unter den seelischen Erscheinungen bietet der Traum vielleicht am meisten «irrationale» Gegebenheiten. Er scheint ein Minimum von jener logischen Verknüpftheit und Hierarchie der Werte mitbekommen zu haben, die die sonstigen Bewußtseinsinhalte aufweisen, und ist darum weniger durchschaubar und faßbar.¹⁰¹

Was Freud «Traumfassade» nennt, ist die Undurchsichtigkeit des Traumes, was aber in Wirklichkeit eine bloße Projektion des Nichtverstehens ist [...]. Sagen wir darum, es handle sich um etwas wie einen unverständlichen Text, der überhaupt keine Fassade hat, sondern von uns einfach nicht gelesen werden kann. Dann brauchen wir auch nicht zu deuten, was dahinter sein könnte, sondern müssen ihn zuerst lesen lernen.¹⁰²

¹⁰¹ Jung: Traum und Traumdeutung, S. 134.

¹⁰² Ebda. S. 158.

IV. DER VATER-ARCHETYPUS

Folgt man also den Ausführungen Jungs, so kann man leicht feststellen, dass mit den Archetypen eigentlich eine Art erweitertes, auf jeden Menschen bezogenes kulturelles Gedächtnis gemeint ist. Dies würde allerdings bedeuten, dass jeder Mensch im kollektiven Unbewussten eine bestimmte Vorstellung davon haben muss, wie sich ein Vater zu verhalten habe, oder mit anderen Worten und um auf das Bild des „Schubladensystems“ zurück zu kommen, dass ein Vater bestimmte Eigenschaften mit sich bringen muss, die dann eindeutig der Schublade (dem Archetypus) Vater zugeordnet werden. „Das kollektive Unbewusste ist alles weniger als ein abgekapseltes, persönliches System, es ist weltweite und weltoffene Objektivität.“¹⁰³ Im Grunde kann nach Jung also festgestellt werden, dass sich der Archetypus des Vaters allgemein gültig definieren lassen müsste, ähnlich wie es der Schweizer Psychologe mit dem Mutterarchetypus versucht:

Wie jeder Archetypus, so hat auch derjenige der Mutter eine schier unabsehbare Menge von Aspekten. Ich erwähne nur einige typischere Formen: die persönliche Mutter und Großmutter; die Stief- und Schwiegermutter, irgendeine Frau, zu der man in Beziehung steht, auch die Amme oder Kinderfrau, die Ahnfrau und die Weiße Frau, in höherem, übertragenem Sinn die Göttin, speziell die Mutter Gottes, [...] in weiterem Sinne die Kirche, [...] die Erde, [...] der Mond, [...] im engsten Sinne die Gebärmutter [...], als Tier die Kuh, der Hase und das hilfreiche Tier überhaupt.¹⁰⁴

Nun lässt sich natürlich kritisch anmerken, dass diese Definition des Mutterarchetypus einem Kulturkreis entstammt, der lange Zeit davon überzeugt war, dass das Dasein als Hausfrau und Mutter zu den zentralen weiblichen Eigenschaften gehören würde. Doch Jungs zweifelsfrei ausgezeichnete Bildung¹⁰⁵ und jüngste Forschungsergebnisse¹⁰⁶ belegen, dass der Mythos eines lange zurück liegenden Matriarchats als unwahr zurück gewiesen werden muss. Daher kann, absolut wertfrei, durchaus festgestellt werden, dass im kollektiven Unbewussten dieses von Jung gezeichnete Bild des Mutterarchetypus existieren kann.

¹⁰³ Ebda. S. 24.

¹⁰⁴ Jung, Carl Gustav: Die psychologischen Aspekte des Mutterarchetypus. In: Ders.: Archetypen. 2. Aufl. München 1991 (C. G. Jung-Taschenbuchausgabe in elf Bänden 6). S. 80.

¹⁰⁵ Vgl. z.B. Wehr, Gerhard: C. G. Jung: mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. 16. Aufl. Reinbek: 1993 (Rowohlt's Monographien 152). Passim.

¹⁰⁶ Vgl. z.B.: Eller, Cynthia: The myth of matriarchal prehistory. Why an invented past won't give women a future. Boston: 2006. Passim.

1. Die Entwicklung einer Vaterfigur

Meiner Meinung nach kann aber die Vaterfigur unabhängig von einer kulturhistorischen Untersuchung nicht definiert werden, deshalb soll dies hier in einem bescheidenen Rahmen geschehen. Wie bereits beschrieben, sind die Archetypen nach Jung lediglich Schubladen ähnlich, die wir alle selbst mit unseren Erfahrungen füllen.

„Eine ausgeprägte Vorherrschaft des Vaters findet man im alten Rom.“¹⁰⁷ Die antike römische Gesellschaft erkannte im „pater familias“ nicht nur den Erzeuger der Kinder, sondern verliehen ihm auch nahezu uneingeschränkte Macht, was seine eigene Familie betraf: Er hatte Strafgewalt über die Familienangehörigen und war in weltlicher und geistiger Hinsicht die absolute Autorität („patria potestas“¹⁰⁸). Eine Befreiung (sui iuris) aus dieser Macht konnte nur stattfinden, wenn der Vater entweder starb oder dieser seine Kinder „verkaufte“ („emancipatio“¹⁰⁹). So konnte man also im antiken Rom nur dann wirklich frei sein, wenn man als vaterlos oder mündig galt (dies galt selbstverständlich zu einem großen Teil lediglich für Männer). Wenn der pater familias also seinen verheirateten Sohn nicht für mündig erklärte, so hatte sich dieser mit seiner Familie ebenfalls den Vorschriften des Vaters zu unterwerfen.

Das Mittelalter war gekennzeichnet von häufiger Abwesenheit der Väter:

Die eigene Familie war [...] kein Nährboden für eine tiefe gefühlsmäßige Verbundenheit zwischen Eltern und Kindern, sondern eher eine [...] gesellschaftliche Realität, in der es bestimmte Aufgaben zu erfüllen galt.¹¹⁰

Kreuzzüge und andere Kriege führten dazu, dass die Mutter mehr an Bedeutung gewann. Außerdem verbrachten bürgerliche Kinder ihre Jugend oft nicht bei der eigenen Familie, da sie verschiedene Berufsgruppen kennen lernen bzw. einen eigenen Beruf erlernen sollten (Lehrzeit).

Mit der langsam zunehmenden schulischen Erziehung ab dem 15. Jahrhundert (zu diesem Zeitpunkt freilich findet diese noch in den Klöstern statt) sind es die Lehrer, die durch Erziehung und Bildung eine Art Vaterfigur darstellen. Wichtig hierbei ist

¹⁰⁷ Hochhauser: Alte Väter, neue Väter, S. 4.

¹⁰⁸ Vgl. Hausmaninger, Herbert u. Walter Selb: Römisches Privatrecht. 7. verb. Aufl. Wien u.a.: Böhlau 1994. S. 146.

¹⁰⁹ Ebda. S. 147.

¹¹⁰ Canitz, Hanne-Lore: Väter. Die neue Rolle des Mannes in der Familie. Frankfurt/Main, Berlin, Wien: Ullstein 1982. S. 68.

allerdings zu erwähnen, dass diese „Väter“ nur für Vertreter des männlichen Geschlechts von Bedeutung sind, da Frauen erst viel später in den Schulen zugelassen sind.¹¹¹

Im Zeitalter der Aufklärung wird dann die Erziehung des Kindes immer wichtiger, dadurch sowohl die Rolle der Eltern als auch die Trennung zwischen Privatem und Öffentlichem. Rousseau hat ziemlich genaue Vorstellungen davon, wie ein Kind zu erziehen sei¹¹²: Wichtig sei es nicht, dem Kind Grenzen zu setzen, sondern es lediglich wissen zu lassen, dass die Eltern stark und das Kind schwach seien. Dadurch entstehe eine natürliche Abhängigkeit. Außerdem sei es von Bedeutung, zwischen Knaben und Mädchen zu unterscheiden. Während es die Hauptaufgabe der weiblichen Kinder sei, den zukünftigen Ehemännern zu gefallen, muss der Knabe zur Arbeit erzogen werden. Diese strenge Trennung der Geschlechter trug also nicht gerade zu einer Emanzipation, sondern eher zu einer Verstärkung der Minderbeachtung von Frauen bei.

Mit Beginn der Industriellen Revolution ändert sich das Familienbild; in England beispielsweise finden sich erste Gesetze, die Mann und Frau bei der Kindererziehung gleichstellen.¹¹³ Auch bilden sich zu dieser Zeit erste Vorformen von Kindergärten, da in den nicht-großbürgerlichen bzw. nicht-adeligen Familien beide Elternteile gezwungen sind, einer Lohnarbeit außerhalb des eigenen Haushalts nachzugehen. In anderen Gesellschaftsschichten bleiben zwar die Mütter zu Hause, die Autorität des Vaters ist indes aber ungebrochen.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind es die beiden Weltkriege, die die althergebrachten Familienstrukturen wesentlich erschüttern. Außerdem darf nicht vergessen werden, dass sich während der Weimarer Republik auch wesentlicher Widerstand der Frauen gegen die Vormachtstellung der Männer regte. So wurde in einigen europäischen Staaten (in Österreich 1918) das Frauenwahlrecht eingeführt – ein erster wichtiger Schritt zur Gleichstellung.

Vor allem die Kriege führten zu einem Funktionsverlust der Vaterrolle. Der Vater konnte seine Funktion als Ernährer, Beschützer und Erzieher nicht mehr wahrnehmen, da er die meiste Zeit außer Haus, auf dem Schlachtfeld war. Daher übernahmen die

¹¹¹ Vgl. Ebda.

¹¹² Vgl. Rousseau, Jean-Jacques: *Émile ou de l'éducation*. Introduction, bibliographie, notes et index analytique par François et Pierre Richard. Paris: Éd. Garnier 1964. Passim.

¹¹³ Vgl. z. B.: Zielinski, Johannes: *pater familias*. Der Verfall des Vaterbildes und das Problem der Autorität in der industriellen Gesellschaft. Essen: Giradet 1961.

Frauen zu diesem Zeitpunkt die Aufgaben des Vaters, aber auch dem Staat wurde zu einem großen Teil die Erzieherrolle übergeben.¹¹⁴

Teils erkämpft, teils unfreiwillig werden die Frauen also den Männern gleichgestellt. Nach dem Zweiten Weltkrieg ist die Situation besonders heikel. Entweder die Väter kehren nicht mehr nach Hause zurück, oder sie finden nach ihrer Heimkunft ein völlig verändertes System wieder, in dem ihre Vorherrschaft höchstens noch eine Erinnerung an alte Zeiten ist. In dieser Generation entsteht eine Entfremdung zwischen Vater und Kind, die auch in der Literatur (nicht zuletzt bei Ingeborg Bachmann, wie noch zu zeigen sein wird) ihren Niederschlag findet. Der Generationenkonflikt der 1960er und 1970er Jahre ist bezeichnend für diese Entfremdung: Viele Kinder und Jugendliche, die während des 2. Weltkriegs oder danach geboren werden, können sich mit der Generation ihrer Väter (ganz bewusst wird hier der Begriff Eltern vermieden) nicht mehr identifizieren: Die einstigen Familienoberhäupter erscheinen als Zerstörer, als Mörder, als Lügner und als Schwindler. Es kann mit einiger Sicherheit behauptet werden, dass eine massive Diskrepanz zwischen dem Vaterarchetypus, also dem kollektiven Unbewussten, und der Realität auftritt, und zwar in einem Maße, das für diese Generation „post bellum“ nicht mehr erträglich ist. Möglicherweise wird diese Verstörung noch durch die Tatsache verstärkt, dass im engen familiären Umfeld die Sehnsucht nach dem gütigen, beschützenden und sorgenden Vater in einem radikalen Gegensatz zur Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit (vor allem eben in Deutschland, aber auch in Österreich) vieler Männer steht. Die Enttäuschung und die Wut der sich emanzipierenden Kindergeneration von diesen Menschen entladen sich in sichtbaren (zum Beispiel in den massiven Demonstrationen rund um den Mai 1968) und weniger auffälligen, weil einem breiten Publikum nicht bewussten Protesten (zum Beispiel in der Literatur, die nicht von allen Menschen in gleichem Ausmaß rezipiert wird). Gerade eben dieser Konflikt, diese abrupte Erweiterung des kollektiven Unbewussten durch Erlebnisse dieser Art spiegelt sich auch in Teilen des Werks von Ingeborg Bachmann wieder, was im Folgenden noch zu präsentieren sein wird.

¹¹⁴ Hochhauser: Alte Väter, neue Väter, S. 6.

2. Definitionsversuch „archetypischer Vater“

Hält man sich also an die Definition des Mutterarchetypus von C. G. Jung, so muss auch für den Vaterarchetypus ein Muster zu entwerfen sein: der persönliche Vater und Großvater; der Stief- und Schwiegervater, irgendein Mann, zu dem man in Beziehung steht, der Ahnherr, (ein) Gott, die Sonne und besonders starke oder dominante Tiere. Wenn Jung den Mutterarchetypus als das „Mütterliche“: schlechthin die magische Autorität des Weiblichen¹¹⁵ definiert, dann muss im Gegensatz dazu das „Väterliche“, die absolute Autorität des Männlichen stehen. Dass dies nicht unbedingt negativ gewertet sein muss, lässt sich daran belegen, dass Jung die Mutter nicht als gegeben „gut“ definiert. Auch der Mutterarchetypus kann negative Eigenschaften besitzen, daher ist es wichtig, den Vaterarchetypus nicht als negatives Gegenteil, sondern als ergänzendes Gegenteil zum Mutterarchetypus zu sehen. Beide Archetypen können sowohl positive als auch negative Eigenschaften besitzen. Allerdings muss beachtet werden, dass der Archetypus des Vaters, anthropologisch betrachtet, sich erst später als der Mutterarchetypus entwickelt haben muss:

Wissenschaftliche Theorien bezeugen dem Vater in der Urgeschichte keine große Bedeutung. Er hatte keine Rechte und keine Ansprüche auf sein Kind. Das lag daran, daß keine Familienstrukturen im heutigen Sinn vorlagen, sondern die Menschen in Sippen zusammenlebten, in denen Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern herrschte.¹¹⁶

Dies bedeutet also, dass sich die Vaterfigur im kollektiven Unbewussten erst mit der Entwicklung des Vaters zum Familienoberhaupt an sich entwickelt haben muss. Eine nicht unwesentliche Rolle muss hier natürlich auch den großen Religionen, angefangen bei der griechischen und römischen Mythologie (Zeus/Jupiter) und später auch Judentum, Christentum und Islam, zugesprochen werden, die allesamt eine übermächtige, männliche Beschützer- bzw. Bestrafer-, jedenfalls aber Erzeugerfigur als Zentrum haben.

Im Prinzip umfasst die Figur des Vaters, wenn er als Elternteil betrachtet wird, drei wesentliche Merkmale:

1. Der biologische Vater, d.h. der Erzeuger des Kindes

¹¹⁵ Jung: Die psychologischen Aspekte des Mutterarchetypus, S. 80.

¹¹⁶ Hochhauser: Alte Väter, neue Väter, S. 3.

2. Der soziale Vater, d.h. die Übernahme der gesellschaftlichen Verantwortung für das Kind

3. Der juristische Vater, d.h. die Übernahme der Verantwortung für das Kind vor dem Gesetz

Dass die Eltern in der Psyche eine ganz wichtige und besondere Rolle einnehmen, ist eigentlich klar:

Die Elternimago besitzt nämlich eine ganz außergewöhnliche Energie und beeinflusst das Seelenleben des Kindes in so hohem Maße, daß man sich fragen muß, ob man einem gewöhnlichen Menschen solch magische Stärke überhaupt zutrauen darf. Offenkundigerweise besitzt er sie zwar; aber die Frage drängt sich auf, ob sie auch wirklich sein Eigentum sei. Der Mensch ist nämlich «im Besitze» vieler Dinge, die er sich nie erworben, sondern die er von seinen Ahnen ererbt hat. Er wird ja nicht als tabula rasa, sondern bloß als unbewußt geboren. [...] Wie der Wandertrieb und der Nestbauinstinkt des Vogels niemals individuell erlernt oder erworben werden, so bringt auch der Mensch bei seiner Geburt die Grundzeichnung seines Wesens und zwar nicht nur seiner individuellen, sondern auch seiner kollektiven Natur mit. Die ererbten Systeme entsprechen den seit der Urzeit prävalierenden menschlichen Situationen, das heißt, es gibt Jugend und Alter, Geburt und Tod; es gibt Söhne und Töchter, Väter und Mütter [...].¹¹⁷

Es ist also nicht verwunderlich, dass Untersuchungen, seien sie nun rein psychologischer oder auch literaturwissenschaftlicher Natur, intensiver mit einem der beiden Elternteile, in diesem Fall mit dem Vater, beschäftigen:

Auch die vielseitigsten Aktivitäten und Aggressionen, das Aufdringliche wie das «Eindringende», das Befruchtende und Über-Zeugende sowie das Destruktive, Zerstörerische und Furchterregende sind einige Wesensmerkmale des Vaterarchetypus.¹¹⁸

Die hier zitierte Darstellung bringt natürlich die Schubladisierung des „Männlichen“ genau auf den Punkt. Es wird sich im Laufe der Arbeit noch zeigen, dass die zitierten Aggressionen bzw. die Aufdringlichkeit, die dem Vaterarchetypus zugeschrieben werden, besonders im Werk Ingeborg Bachmanns anzutreffen sind.

Die Eigenschaften des Vaterarchetypus können in Abgrenzung zum Jungschen Mutterarchetypus eben eine körperliche und geistige Autorität des Männlichen sein,

¹¹⁷ Jung, Carl Gustav: Freud und die Psychoanalyse. Zürich: Rascher 1969 (Gesammelte Werke 4. Hg. v. Franz Riklin) § 728f.

¹¹⁸ Hark (Hg.): Lexikon jungscher Grundbegriffe, S. 190.

die Verkörperung des Rationalen, des Stammhalters und Erhalters, des Gottes, des Patriarchen, des Ernährers und Erzeugers als auch des Fürsprechers, Beraters und Beistandes. Diese Liste ließe sich bis ins Unendliche fortführen, mit literarischen und wissenschaftlichen Belegen von der Antike bis in die Neuzeit. In der Folge soll also kein weiterer Versuch unternommen werden, den Vaterarchetypus selbst einzugrenzen, sondern vielmehr jene Aspekte heraus zu arbeiten, die bei Ingeborg Bachmann die Vater-Persönlichkeiten ausmachen. Damit soll gezeigt werden, dass diese Eigenschaften Teile des Vaterarchetypus sind.

Joachim Riedl hat im Zuge eines ZEIT-Artikels eine zwar etwas vereinfachte, doch wunderbar anschauliche Synthese zwischen dem archetypischen Vaterbild und der historischen Entwicklung desselben verfasst, die ich an dieser Stelle wörtlich wiedergeben möchte:

Diese mythische Geschichte vereinigt bereits viele Elemente, welche diese archetypische Erscheinung durch die Geschichte begleiten. Gewissermaßen am anderen Ende des Spektrums steht in der biblischen Überlieferung die Erzählung über den Patriarchen Abraham, der bereit ist, seinen Erstgeborenen eigenhändig zu opfern, um seine Unterwerfung unter die Autorität des göttlichen Übervaters zu beweisen. Caravaggio hat diesen grausamen Vater mehrmals mit gezücktem Messer als grimmig entschlossenen Rauschebart gemalt.

Abraham war keineswegs nur ein gehorsamer Diener des Allerhöchsten. Der einflussreiche Talmud-Kommentar des mittelalterlichen Rabbiners Salomon ben Isaak von Troyes, eines glaubensstarken Mannes, berichtet auch von Abrahams Selbstsucht. Nachdem ihm ein Engel den göttlichen Verzicht auf das Menschenopfer mitgeteilt hatte, ruft er zum Himmel: »Was denn nun? Bin ich dann umsonst gekommen? Ich will ihm trotzdem wenigstens eine kleine Verletzung zufügen, um etwas Blut austreten zu lassen. Das wird Dir doch gefallen?« Der gottesfürchtige Diener ist enttäuscht darüber, dass er seiner väterlichen Macht über Leben und Tod beraubt wurde – wenigstens ein bisschen Blut soll fließen.

Auf einer Kombination dieser beiden Grundmuster, Allmachtsfantasien und blinde Unterwerfung unter ein metaphysisches Gebot, gründeten sich über viele Jahrhunderte die homogenen Strukturen der abendländischen Gesellschaft. Sie wurde von grausamen Vätern beherrscht – im Großen wie im Kleinen. Erst mit Aufklärung und Französischer

Revolution, die Zweifel an dem herrschenden Ordnungssystem verbreiteten, verloren die bestehenden Autoritätsmuster langsam an Kraft.¹¹⁹

Riedls Aufsatz behandelt die Ereignisse in Amstetten, die Verbrechen des Josef Fritzl, deren Unfassbarkeit in Worte zu kleiden versucht wurde. Anschaulich beschreibt der Journalist, wie sich die grausamen Herrscherbilder entwickelt haben und sich in das kulturelle Gedächtnis eingepägt haben. Allmachtsphantasien auf der einen und Unterwerfungsgesten auf der anderen Seite haben Jahrhunderte lang die Beziehungen zwischen Vätern und Kindern geprägt. Es wird sich herausstellen, dass dies auch noch im 20. Jahrhundert der Fall war.

¹¹⁹ Riedl, Joachim: Der grausame Vater. In: Die Zeit Nr. 13. 19.03.2009. S. 12.

V. HIER IST IMMER GEWALT – MALINA

Daß das Schüren von Angst eine uralte Methode ist, um Gebote durchzusetzen, vermitteln die Traumszenen in *Malina*, in denen die mehrdeutige Vaterinstanz Furcht und Schrecken verbreitet. Die ‚weibliche‘ Hauptfigur muß in ihren Träumen permanent gegen den Vater ankämpfen, sich vor ihm schützen und vor ihm fliehen, weil er sie fortwährend bedroht. Der Vater spricht dem Mädchen, das ihn lieben will, das Recht auf Leben ab.¹²⁰

In keinem anderen literarischen Produkt Ingeborg Bachmanns wird männliche bzw. väterliche Gewalt und Unterdrückung so schonungslos und brutal dargestellt wie in ihrem Roman *Malina*.

Im Mittelpunkt des Interesses steht in diesem Abschnitt natürlich das zweite Kapitel des Romans *Malina*, das die schlimmen Träume über den Vater beschreibt und die Aussichtslosigkeit, dieser Überfigur zu entrinnen. Zweifelsohne spielen hier auch sowohl die Theorien C. G. Jungs als auch jene Sigmund Freuds über Träume bzw. Traumdeutung eine große Rolle, die allerdings hier nicht in den Mittelpunkt gerückt werden sollen, da das zentrale Interesse die Figur des Vaters ist und bleibt.

Abgesehen von der Vaterfigur im zweiten Kapitel dürfen aber die beiden männlichen, in der realen Lebenswelt der Ich-Erzählerin existierenden Figuren Ivan und Malina nicht übersehen werden, die beide ebenfalls wichtige Rollen übernehmen, wenn es um die Ausbildung eines Vaterarchetypus geht.

1. Titel und Einleitung des „Traumkapitels“

Das zweite Kapitel des Romans, „Der dritte Mann“, wird von der Mehrheit der Rezensenten und Interpreten als das Schlüsselkapitel, das Herzstück des Romans verstanden, um das herum die anderen Stücke „komponiert“ seien.¹²¹

Bereits der Titel des zweiten Kapitels weist auf die Abgründe der menschlichen Seele, des Unbewussten, des Versteckten hin, das hier in den oder besser: durch die Träume betreten wird: Der dritte Mann. Die sicher gewollte Anspielung auf den Thriller von Graham Greene bzw. den Film von Carol Reed ist gut gewählt: Während sich Orson Welles als Harry Lime durch die Kanalisation Wiens, also durch den eigentlich nicht sichtbaren, verwinkelten Teil der Stadt seinen Weg bahnt, betritt der

¹²⁰ Kanz, Christine: Angst und Geschlechterdifferenzen: Ingeborg Bachmanns „Todesarten“-Projekt in Kontexten der Gegenwartsliteratur. Stuttgart, Weimar: Metzler 1999. S.95

¹²¹ Lücke, Bärbel: Ingeborg Bachmann, *Malina*. Interpretation. Oldenburg 1993. S. 119.

Leser *Malinas* gemeinsam mit der Ich-Erzählerin die verwinkelten, normalerweise nicht sichtbaren Teile ihrer Seele:

Das Kanalsystem, im Film Schauplatz auch eines psychischen Dramas [die Tötung Limes durch den Freund, Anm.], dient als Chiffre dafür, daß der Leser im zweiten Kapitel ins Reich des Unterbewussten [sic!] entführt wird, ins Reich der Träume.¹²²

Weiters ist mit dem „dritten Mann“ natürlich auch noch jener Mensch gemeint, um den es knappe siebzig Seiten lang (Suhrkamp-Ausgabe) gehen wird: den Vater. Die beiden anderen Männer im Leben der Ich-Erzählerin, ihr Geliebter Ivan und der ebenfalls teilweise als Vaterfigur auftretende Malina, wurden bereits früher im Roman eingeführt.

Auch die Einleitung ist einer näheren Untersuchung wert: Während im Prolog des Romans, ähnlich einem Drama, Personen, Ort und Zeit eingeführt werden,

Zeit	Heute
Ort	Wien ¹²³

so werden diese Vorzeichen für das zweite Kapitel vollständig aufgelöst:

Der Ort ist diesmal nicht Wien. Es ist ein Ort, der heißt Überall und Nirgends. Die Zeit ist nicht heute. Die Zeit ist überhaupt nicht mehr, denn es könnte gestern gewesen sein, lange her gewesen sein, es kann wieder sein, immerzu sein, es wird einiges nie gewesen sein.¹²⁴

Dies bedeutet, dass für die Träume auch Zeit und Ort aufgelöst werden, nicht mehr existieren, und auch gar nicht von Bedeutung sind. Die permanente Suche nach dem Vater („Warum ist mein Vater auch meine Mutter?“¹²⁵) lässt sich in diesen Dimensionen nicht binden, ebenso wenig wie ein Traum, der immer und überall stattfinden kann. Die „Abgründe“ der Seele, das Unbewusste, ist weder von Zeit noch von Ort abhängig, es existiert einfach, und in den Träumen macht es sich bemerkbar. Nur unterbrochen von den ebenso zeitlosen Dialogen zwischen Malina und Ich handeln die Träume von einem brutalen und zerstörerischen Vater, der bedrohlich über, in und unter der Seele von Ich schwebt.

Wenn auch die Träume groteske Verzerrungen sind, deuten sie doch auf die besondere Art des Verhältnisses zwischen Vater und Tochter hin. Der Leser hat aus ihnen zu

¹²² Ebda.

¹²³ Bachmann, Ingeborg: *Malina*. In: Dies.: „Todesarten“-Projekt. Unter Leitung v. Robert Pichl hg. v. Monika Albrecht und Dirk Göttsche. Band 3.1. München: Piper 1995. S. 275-695. S. 276.

¹²⁴ Ebda. S. 501.

¹²⁵ Ebda. S. 561.

schließen: der Vater sah in seiner Tochter lediglich ein zur Sexualität bestimmtes Wesen, und seine Haltung zu ihr war vom Erotischen beherrscht.¹²⁶

Dass die Motivation der Vaterfigur nicht nur rein sexueller Natur war, sondern auch durch einen Machttrieb begründet war, der nicht nur erotische Beweggründe hatte, wird im Laufe dieser Analyse noch gezeigt werden; dennoch möchte ich Summerfields Kommentar nicht vollständig verwerfen. Gerade das Groteske an den Träumen macht den Rezipienten des Textes darauf aufmerksam, dass die Beziehung zwischen Vater und Tochter rein negativer Natur ist. Die Frage, die sich nun stellt, ist, welche tatsächlichen Lebensbereiche sich an diese Träume knüpfen lassen können – schließlich und endlich entsteht der Archetypus auch aus Erfahrungen, die in der Realität gemacht werden und nicht nur in Träumen. Die Radikalität und Offenheit, mit der eine offensichtliche psychische Wunde der Ich-Figur beschrieben werden, lassen keinen Zweifel offen, dass die Protagonistin in ihrer Lebenswirklichkeit ein Vaterbild vor Augen haben muss, das alle dunklen und bösen Seiten dieses Archetypus ungeschminkt darstellt: Nach C. G. Jung ist der Traum ein kreativer Akt, dies bedeutet, dass im Traum auftretende Symbole nicht etwa fremd sind, sondern durchaus bekannt; sei es, dass sie im individuellen oder sei es, dass sie im kollektiven Unbewussten ihren Ursprung haben.¹²⁷ Folgt man dieser Theorie weiter (die sich im Übrigen stark von jener Freuds unterscheidet, wie bereits weiter oben kurz umrissen wurde), so muss angenommen werden, dass die Träume der Ich-Figur von eben jenen kollektiven Vorstellungen gespeist werden. Es muss nicht unbedingt sein, dass Ich tatsächlich körperliche Gewalt von einer Vaterfigur erfahren hat. Vielmehr ist anzunehmen, dass diese Träume als Symbole für eine allgemeinere Vorstellung stehen: Im Sinne des kreativen Aktes malt sich Ich also im Traum aus, was – auf Grund ihres individuellen und kollektiven Erfahrungshorizontes – alles passieren *könnte*. Es kann hingegen aber nicht in Zweifel gezogen werden, dass Ich negative Vorerfahrungen mit ihrem Vater oder vaterähnlichen Figuren in ihrer Lebenswirklichkeit gemacht hat, da die Vorstellung dessen, *was passieren könnte*, sonst nicht möglich wäre. Vorstellbar ist prinzipiell nur etwas, dessen Vorformen bereits erlebt bzw. erfahren worden sind. Da es sich im konkreten Fall um ein literarisches Werk handelt, muss nicht nur Ichs Psyche in diese Überlegungen

¹²⁶ Summerfield, Ellen: Ingeborg Bachmann. Die Auflösung der Figur in ihrem Roman „Malina“. Bonn: Bouvier 1976. S. 24.

¹²⁷ Vgl. Jung: Der Mensch und seine Symbole, S. 55.

einfließen, sondern freilich auch jene der Autorin. Relativ bald zu Beginn des Roman bemerkt die Ich-Erzählerin:

Ich muß erzählen. Ich werde erzählen. Es gibt nichts mehr, was mich in meiner Erinnerung stört. [...] Wenn meine Erinnerung aber nur die gewöhnlichen Erinnerungen meinte, Zurückliegendes, Abgelebtes, Verlassenes, dann bin ich noch weit, sehr weit von der verschwiegenen Erinnerung, in der mich nichts mehr stören darf.¹²⁸

In diesem Absatz ergänzen sich also konkrete und abstrakte Erinnerung, doch ist es die verschwiegene, die unheimliche Erinnerung, die in einer starken psychischen Anstrengung hervor geholt und verarbeitet werden will. Es ist also eine plausible Annahme, dass bei der Ich-Erzählerin bereits Traumata, die der Romanhandlung vorausgegangen sind, existieren. Eine Andeutung dessen findet sich als Rückblick auf ein Erlebnis in der Kindheit, als die Protagonistin zum ersten Mal männliche Gewalt am eigenen Leibe erfährt.¹²⁹

2. Die Vaterfigur als Zerstörer

Mein Vater nimmt ruhig einen Schlauch von der Wand ab, ich sehe ein rundes Loch , durch das es hereinbläst, und ich ducke mich, mein Vater geht weiter, nimmt einen Schlauch nach dem anderen ab, und eh ich schreien kann, atme ich schon das Gas ein, immer mehr Gas. Ich bin in der Gaskammer, das ist sie, die größte Gaskammer der Welt, und ich bin allein darin. [...] Mein Vater ist verschwunden, er hat gewußt, wo die Türe ist und hat sie mir nicht gezeigt [...]. [...] Man wehrt sich hier nicht.¹³⁰

Diese Szene aus dem zweiten Traum illustriert sehr deutlich, welche Aspekte des archetypischen Vaters in *Der dritte Mann* beschrieben beziehungsweise behandelt werden: Es sind jene des Zerstörers, des negativen Patriarchen, des Kindermörders, der Angst und Schrecken verbreitet. „Der symbolische Gehalt des Handlungsortes ist klar und eindeutig: der deutsche Faschismus.“¹³¹ Während natürlich die Parallele zum Führerstaat des Nationalsozialismus keinesfalls von der Hand zu weisen ist, so muss dennoch die Figur und Funktion des Vaters näher analysiert werden. Es handelt sich hier eindeutig um eine negative Autorität, der das Opfer mit absoluter Wehrlosigkeit gegenüber steht. Die Gaskammer ist die Manifestierung des väterlichen

¹²⁸ Malina, S. 292.

¹²⁹ siehe S. 48 dieser Arbeit.

¹³⁰ Malina, S. 503.

¹³¹ Stuber, Bettina: Zu Ingeborg Bachmann. „Der Fall Franza“ und „Malina“. Rheinfelden: Schäuble 1994 (Deutsche und vergleichende Literaturwissenschaft 24). S. 151.

Machtapparates, mit der die absolute Gewalt über Leben und Tod ausgeübt wird. Die brutale Enttäuschung, dass der Vater den Tod des eigenen Kindes nicht verhindert, sondern noch aktiv betreibt, brennt sich in die Seele der Tochter ein. „Auf der Phantasieebene wird die Alltagspraxis des deutschen Faschismus unmißverständlich mit der Vergewaltigung durch den Vater verbunden.“¹³² Die Sprachlosigkeit, mit der Ich dem doppelten Verbrechen (Inzest und Mord) dem Vater gegenüber steht, beweist auch die Hilflosigkeit, den Vater anzuklagen. In die Realität übertragen kann dieser Traum als Gesellschaftskritik gelesen werden in einer Zeit, in der noch immer geschwiegen wurde über die (Un)Taten einer Täter- bzw. Vätergeneration in der NS-Zeit. Die Enttäuschung, die Älteren (nicht unbedingt den eigenen Vater) auf Grund ihrer Verbrechen und ihres Schweigens über jene Zeit nicht anklagen zu können, weil die meisten von ihnen wieder ein tolerierter, wenn nicht sogar akzeptierter und respektierter Teil der Gesellschaft geworden sind, äußert sich in diesem verzweifelten Traum.

Im dritten Traum wird Ich nach und nach aller Sinne und Fähigkeiten beraubt:

Aber damit ich aufhöre, mein Nein zu rufen, fährt mir mein Vater mit den Fingern, seinen kurzen festen harten Fingern in die Augen, ich bin blind geworden [...]. Ich lächle also, weil mein Vater nach meiner Zunge langt und sie mir ausreißen will [...].¹³³

Der Vater ist hier Herr über alle Sinne, und die einzige Orientierung, die möglich wäre, ist jene über die Sprache, doch der Vater beraubt die Ich-Figur eines wichtigen Organs: der Zunge. Zwar kann die Ich-Erzählerin zuvor noch der Szene sprachlich entgegen treten (die verschiedenen Äußerungen der Ablehnung bezeugen dies), doch wird schnell deutlich, dass auch diesmal die Vaterfigur absolute Macht ausübt: Sukzessive wird Ichs Körper ausgeschlachtet bzw. ausgeweidet. Schließlich findet Ich sich in der Hölle wieder und sie ruft ihre Mutter und ihre Schwester um Hilfe („Beim Aufwachen fällt mir ein, daß ich nicht nach meinem Vater gerufen habe“¹³⁴). Das Rufen nach den weiblichen Verwandten, nicht aber nach dem Vater, zeigt deutlich, dass Ich jedes Vertrauen in dessen Beschützer- bzw. Erlöserfunktion verloren hat. Schließlich ist es der männliche Elternteil, der die Katastrophe, den „Weltuntergang“¹³⁵ verursacht hat. Offensichtlich gibt es keinen Grund, dass eben jene böse Figur die Rettung veranlassen sollte. Bemerkenswert ist hier der Traum im Traum: Ich scheint

¹³² Ebda.

¹³³ Malina, S. 504.

¹³⁴ Ebda. S. 506.

¹³⁵ Ebda.

aus dem schrecklichen Traum zu erwachen, findet sich in einer Nervenheilanstalt (?) wieder, der Kopf ist rasiert (der Haarverlust deutet auf einen Persönlichkeitswechsel hin), freundliche Ärzte umgeben sie und versichern ihre Rettung. Die Tatsache, dass die ebenfalls männlichen, in weiß gekleideten Ärzte¹³⁶ sozusagen den Übergang vom zerstörerischen Traum in die tatsächliche Realität bilden, muss nicht unbedingt bedeuten, dass hier tatsächlich „gute“ Männer am Werk sind, sondern zeigt meiner Meinung nach eher, dass Ich noch immer auf der (vergeblichen?) Suche nach einer männlichen Helfer- bzw. Erlöserfigur ist.

Diese Suche äußert sich im vierten Traum ganz deutlich:

Ich sage: Ich bin abgeschnitten, komm doch, wann kommst du?¹³⁷

Die Ich-Figur befindet sich, abgeschnitten von der Außenwelt, auf einer Insel und telefoniert mit dem Vater. Doch anstatt ihr zu helfen, lacht der Vater nur ins Telefon. Eine weitere Enttäuschung auf der Suche nach dem Beschützer, dem Retter, dem Erlöser. Besonders deutlich wird dies im letzten Satz: „Gott ist eine Vorstellung.“¹³⁸ Diese Gleichsetzung von Gott und Vater zeigt die intensive Suche nach einer Instanz, der sich Ich anvertrauen und hingeben kann. Bezogen auf die Realität kann man annehmen, das Telefongespräch stellt eine Form von Religionskritik dar: Das Gebet um Erlösung wird nicht erhört, die einzige Antwort (wenn man es überhaupt Antwort nennen kann), ist ein Lachen – die totale Ignoranz gegenüber den Bedürfnissen der, wie es scheint, untergeordneten Person.

Eine weitere biblische Komponente findet sich im fünften Traum, und zwar die drei Blumen, die die Mutter als Symbol für das Leben Ichs in Händen hält. Die Dreieinigkeit der Pflanzen verweist auf die göttliche Dreieinigkeit einerseits, andererseits auf das Leben, das aber vom wütenden Vater zerstört wird. Zum ersten Mal wird auch Kritik an der Mutterfigur laut, die sich zur Helferin des Vaters macht: „[...] sie wirft die erste [Blume, Anm.] vor meinen Vater hin [...]“¹³⁹. Damit macht sich die Mutter mitschuldig an der Zerstörung des Lebens. Die Passivität der Mutter macht das Allein-Gelassen-Werden perfekt: „Aber dann merke ich, daß nicht nur meine Mutter stumm bleibt und sich nicht rührt [...]“¹⁴⁰ Beide weiblichen Figuren, die Mutter und die Tochter, stehen dem unberührbaren Vater in Untätigkeit gegenüber. Nun liegt die

¹³⁶ Vgl. dazu auch das Kapitel über „Das Buch Franzä“. Der Vergleich mit der dort beschriebenen Problematik der „Weißen“ drängt sich auf.

¹³⁷ Malina, S. 509.

¹³⁸ Ebda.

¹³⁹ Ebda.

¹⁴⁰ Ebda.

Hoffnung bei der Schwester, nach der schon zuvor gerufen wurde, doch die Schwester ist nicht da. In diesem Traum zeigt sich die Figur des Vaters als Tyrann im Familienverband, als Gestalt, die die Tochter sexuell missbraucht (zum ersten Mal wird der Begriff der Blutschande angesprochen) und als Katalysator für die eigenen Aggressionen benutzt:

Das [die Rache an der Mutter, Anm.] impliziert, daß das Ich vom Vater für seine Beziehungsdefizite mit der Mutter zu einem Objekt funktionalisiert wird, an dem die ursprüngliche Aggression gegen die Mutter ausagiert wird.¹⁴¹

Die Kanalisation der Gewalt auf das schwächste Mitglied der Familie bedeutet die totale Ausnutzung der Machtposition, die durch die Unberührbarkeit (noch) nicht in Frage gestellt wird: „Die Unberührbarkeit der Vaterfigur gewährleistet die Aufrechterhaltung der Macht.“¹⁴²

Der nächste Traum nimmt wieder Bezug auf die Unterschiedlichkeit zwischen Rationalität und Emotionalität: Der Vater beraubt die Tochter ihrer Bücher, ein Symbol für Bildung, Intellektualität und Rationalität. Wie in totalitären Regimen üblich bedeuten Wissen und geistige Erfahrung etwas Verdächtiges, der Humanismus wird quasi mit Füßen getreten:

[...] die kleinen Balzabände wirbeln herum, die Aeneis bekommt einen Knick, die Gesellen geben Lukrez und Horaz einen Fußtritt [...].¹⁴³

Ähnlich wie bei Kafka äußert sich väterliche Tyrannei auch mit Hilfe der Gehilfen des Vaters – die Identität wird zerstört durch die Vernichtung des intellektuellen Zufluchtsortes, der geschriebenen Sprache. Doch besonders hervorzuheben ist in diesem Traum auch erstmalig die Verflechtung mehrerer gleichzeitiger Gewaltakte: Nicht nur gegen die Bücher (vergleichbar mit der nationalsozialistischen Bücherverbrennung 1933), sondern auch gegen die Tochter selbst wird vorgegangen: Der Vater wirft Gläser nach ihr und verletzt sie, nachdem er sie ihrer Kleider, also ihres äußeren Schutzes, beraubt hat. Damit gewinnt die Unterdrückung insofern eine neue Qualität, als zuvor immer nur ein Aspekt (verwehrte Liebe bzw. Unterstützung oder körperliche Gewalt) der Suppression beschrieben worden war.

Nur einer schert plötzlich aus und ordnet die Bücher wieder ein. Ist da einer, der es wagt, gegen die Macht des Vaters aufzubegehren? [...] Recht bald stellt sich heraus,

¹⁴¹ Stuber: Zu Ingeborg Bachmann, S. 163.

¹⁴² Ebda.

¹⁴³ Malina, S. 511.

dass die vermeintliche Unterstützung mit einem sexuellen Anliegen verbunden ist und sich nahtlos einfügt in das Muster der sexuellen Gewalt gegen die Tochter.¹⁴⁴

3. Malina – Die andere Seite

Meine Beziehung zu Malina hat jahrelang aus mißlichen Begegnungen, den größten Mißverständnissen und einigen dummen Phantastereien bestanden [...]. Ich war allerdings von Anfang an *unter* [Hervorhebung I. Bachmann, Anm.] ihn gestellt [...].¹⁴⁵ Malina, zunächst nur ein Störfaktor in der Beziehung zu Ivan, wird immer mehr zum wichtigsten Bezugspunkt von Ich. Hinlänglich diskutiert wurde in der Sekundärliteratur bereits die Tatsache, dass Malina als der männliche Teil, sozusagen als „Ergänzung“ der weiblichen Seite von Ich, verstanden werden kann.

Auch Malina stellt sich als Repräsentant der gewalttätigen Vaterfigur heraus. Er tritt im Roman als eine Figur der Verneinung auf [...]. Die Negation stellt eine Ruhe her, auf die Denken und Reflexion angewiesen sind.¹⁴⁶

Wenn also postuliert wird, dass Ich die emotionale, also weibliche Seite des Menschen darstellt, braucht sie also einen Widerpart, eine rationale, also männliche Seite, die eben Malina einnimmt. Allerdings kann Malina dem Ich schlussendlich nicht helfen, weil er alles verstehen will, auf der Suche nach der absoluten bzw. rational erkennbaren Wahrheit ist, die Probleme Ichs aber nur emotional begreifbar sind:

Malina: [...] Du solltest schlafen, es ist sinnlos, mit dir zu reden, solange du zurückhältst mit der Wahrheit.¹⁴⁷

Während also Ich versucht, das Unfassbare und Unbegreifliche mit grotesken und surrealen Geschichten, Träumen und Parabeln aufzuarbeiten, kann Malina in diese Welt nicht eindringen, da sie für ihn als rational denkenden Menschen verschlossen bleibt. In der Folge muss Ich an Malina scheitern, weil die beiden Figuren sich nicht treffen können. Die Ich-Erzählerin sieht keinen Unterschied zwischen Realität und Gedankenwelt, weil beides für sie in gleich schrecklich-bedrohlicher Weise wirkt.

¹⁴⁴ Dennemarck-Jäger, Brigitte: Der ungehörte Schrei. Ingeborg Bachmanns Roman Malina und seine Interpreten - eine psychotraumatologische Studie. Kröning: Asanger 2008. S. 111.

¹⁴⁵ Malina, S. 284-285.

¹⁴⁶ Baumgartl, Annette: „Auf das Opfer darf keiner sich berufen“. Zur Dekonstruktion von Opferfiguren bei Ingeborg Bachmann und Anne Duden. Marburg: Tectum 2008. S. 166.

¹⁴⁷ Malina, S. 537.

Malinas Ziel hingegen ist die realistische Objektivität, die allerdings nie erreicht werden kann.

Die Ruhe und Kälte, die Malina ausstrahlt, ist Voraussetzung der Fähigkeit zum unbeteiligten, rationalen und objektiven Denken.¹⁴⁸

Annette Baumgartl spricht hier eine wichtige Eigenschaft der Malina-Figur an: Das *unbeteiligte* Denken. In seiner Unfähigkeit, mit der Ich-Erzählerin mitzufühlen, wird er natürlich auch auf eine Seite gedrängt, die schlussendlich zum Verschwinden der Erzählerin beiträgt. Es darf aber angezweifelt werden, ob Baumgartl mit der Formulierung, Malina sei gewalttätig (siehe Zitat weiter oben), wirklich recht hat. Im Gegensatz zu anderen den Vater repräsentierenden Figuren steht ja die Malina-Figur nicht in absichtlicher, beherrschen wollender Position der weiblichen Protagonistin gegenüber, sondern eher in Hilflosigkeit bzw. sogar Unverständnis:

Wie Martin [Ranner, Anm.] verkörpert Malina, das männliche Alter Ego des weiblichen Ich, die nüchterne Vernunft, die distanzierte Realitätseinsicht ermöglicht, ihm fehlt aber von Anfang an die Fähigkeit zur Symbiose und zur Empathie mit dem anderen Geschlecht; Malina versucht erst gar nicht, den weiblichen Teil zu verstehen, er vertritt ausschließlich das männliche, klare, zweckrationale Denken, das als Korrelat zum abstandslos erlittenen Schmerz des Ich die Schrift erst ermöglicht, dabei aber die dunkle weibliche Welt der Gefühle ausgrenzt und zerstört.¹⁴⁹

Der echte Zerstörer, daran lassen die Bilder keinen Zweifel, ist der Traum-Vater:

Als erstes Traumbild liest sich [die] Friedhofsdarstellung wie eine Dauerkulisse für die nachfolgenden Dramen; es ist die Eröffnung in die Welt der inneren Bilder [...].¹⁵⁰

Prinzipiell wäre es auch so, um mit der Jungschen Begrifflichkeit zu operieren, dass Malina als Animus und Ich als Anima fungiert, also die beiden scheinbar gegensätzlichen Strukturen in der Seele eines Mannes bzw. einer Frau. Das Missverhältnis zwischen Ich und Malina ergibt sich also aus dem Nicht-Umgehen-Können der beiden mit der Ratio – Malina einerseits, weil er in ihr gefangen bleibt und sich nicht auf die emotionale Ebene der Ich-Erzählerin begeben kann, und Ich andererseits, weil sie mit Malinas Analysen wenig anfangen kann.

¹⁴⁸ Baumgartl: Auf das Opfer darf keiner sich berufen, S. 165.

¹⁴⁹ Tabah, Mireille: Zur Genese einer Figur: Franza. In: Heidelberger-Leonard, Irene (Hg.): Text-Tollhaus für Bachmann-Süchtige? Lesarten zur Kritischen Ausgabe von Ingeborg Bachmanns Todesarten-Projekt ; mit einer Dokumentation zur Rezeption in Zeitschriften und Zeitungen. Opladen: Westdt. Verlag, 1998. S.91-106. S. 105.

¹⁵⁰ Röhnelt, Inge: Hysterie und Mimesis in ‚Malina‘. Frankfurt/Main u.a. 1990 (Europäische Hochschulschriften 1203). S. 209.

4. Ivan – Der Liebhaber

Ivan ist ein Mann mittleren Alters, der „einer geregelten Arbeit“¹⁵¹ nachgeht. Geregelte Arbeit, die sich noch dazu mit Geldangelegenheiten befasst, erscheint schon zu Anfang des Romans als eine „typisch männliche“ Tätigkeit: Die Personenbeschreibung suggeriert die Fähigkeit der Person, eine Familie ernähren zu können. Diese oberflächliche Analyse soll aber nicht weiter Gegenstand der Betrachtungen sein, sondern vielmehr die zwischenmenschliche Beziehung zwischen Ivan und Ich.

Von Beginn an steht das Postulat, dass die Liebe zwischen Ivan und Ich für die Protagonistin vollkommen ist und die einzig existente Form der Liebe für Ich darstellt. Die Ich-Figur lebt für Ivan, und der bloße Telefonanruf reicht ihr, um glücklich zu sein. Doch möglich wird diese Liebe erst durch das Vergessen von Schmerz und Problemen, d.h. die Beziehung zu Ivan reißt die Ich-Erzählerin aus ihrer Alltagswelt heraus. Ivan erscheint als Retter aus einer Welt, in der negative und bedrückende Gefühle vorherrschen. Die Abhängigkeit von der Zuneigung Ivans lassen erkennen, dass der Partner mehr als nur einen Lebensabschnittspartner darstellt. Er verkörpert die absolute Liebe und den Schutz, der das Überleben Ichs erst möglich macht: „[...] ich kann nicht sein, wo Ivan nicht ist [...]“¹⁵².

Häufig wird die Auffassung vertreten, die Liebesutopie der Ich-Erzählerin scheitere erst am Ende, als sie von Ivan verlassen wird¹⁵³

In Wahrheit allerdings muss die Utopie, wie der Begriff schon suggeriert, die Vision oder die unrealistische Vorstellung des Liebesglücks, schon vorher scheitern: Ivan ist nur die Ablenkung von den Problemen, eine Imago, die über das „wahre Leben“ mit all seinen Schwierigkeiten hinweg täuscht. Eine tatsächliche Vaterfigur im positiven Sinne müsste aber als Problemlöser, nicht als Problemablenker auftreten. Insofern ist die Beziehung von Anfang an zum Scheitern verurteilt: Ich muss schlussendlich akzeptieren, dass Ivan (ein Anagramm für *naiv*¹⁵⁴) die Schwierigkeiten nur

¹⁵¹ Malina, S. 275.

¹⁵² Ebda. S. 628.

¹⁵³ Kohn-Waechter, Gudrun: Das Verschwinden in der Wand. Destruktive Moderne und Widerspruch eines weiblichen Ich in Ingeborg Bachmanns „Malina“. Stuttgart: Metzler 1992 (Ergebnisse der Frauenforschung 28). S. 86.

¹⁵⁴ „Die beiden Namen lassen sich in derselben Weise auflösen. Man trennt sie jeweils in der Mitte, liest die zweite Hälfte invers zuerst und setzt sie vor die erste Hälfte. So wird Malina zu Animal und Ivan zu *naiv*.“ Probst, Gerhard F.: Ingeborg Bachmanns Wortspiele. In: Modern Austrian Literature. Journal of the International Arthur Schnitzler Research Association. Riverside/CA. Vol. 12, No. 3/4: Special Issue on Austrian Women Writers. 1979. S. 325-345. S. 332.

ausgeblendet hat, nicht aber geholfen hat, sie zu lösen. Daher erscheint der Schluss logisch, dass die Liebesutopie von einem Partner, der tatsächlich hilft, ein besseres und schöneres Leben zu leben, schon zu Beginn scheitert. Die Analyse der Träume aus dem zweiten Kapitel verdeutlicht, dass die Hoffnung auf Ivan als Retter nur eine Illusion sein konnte. In gewissem Sinne hat Ich auch schon eine Vorahnung, dass Ivan nicht ihr ganz allein gehört:

Wenn Ivan auch gewiß für mich erschaffen worden ist, so kann ich doch nie allein auf ihn Anspruch erheben.¹⁵⁵

Nur solange Ich sich selbst nicht eingesteht bzw. solange ihr nicht bewusst wird, dass Ivan nicht derjenige ist, für den sie ihn hält, kann die absolute Liebe funktionieren. Ich ist offensichtlich auf der Suche nach einer Person, die an der sie sich festhalten auf die sie sich verlassen kann:

Aber weil Ivan mich zu heilen anfängt, kann es nicht mehr ganz schlimm sein auf Erden.¹⁵⁶

Ivan soll sich als Heiler, ja als „Heiland“ entpuppen, als ein Mensch, der alles Schlechte von dieser Welt gehen lassen kann.

Gegen die Verderbnis und das Reguläre, gegen das Leben und den Tod, gegen den zufälligen Verlauf, all diese Drohungen aus dem Radio, all die Schlagzeilen der Zeitungen, aus denen die Pest kommt, gegen die einsickernde Perfidie aus den oberen und unteren Stockwerken [...].¹⁵⁷

Ivan soll also die Rolle des Beschützers, des Bewahrers und des Retters übernehmen, eine archetypische Kategorie der Vaterfigur. Doch für Ich gibt es kein Happy End, die Beziehung mit Ivan scheitert, weil Ich in Ivan eben jene gesuchte Gestalt nur zu erkennen glaubt, er die Rolle aber letztlich nicht ausfüllen kann. Es gibt im Text Hinweise darauf, dass die Umwelt dies bereits wesentlich früher erkennt als Ich:

Jeder würde sagen, daß Ivan und ich nicht glücklich sind. Oder daß wir noch lange keinen Grund haben, uns glücklich zu nennen. Aber jeder hat nicht recht. Jeder ist niemand.¹⁵⁸

Die Ich-Figur verdrängt die Wirklichkeit so lange, bis es für sie zu spät ist. Ivan ist im dritten Kapitel nicht mehr der strahlende Ritter, der Ich von allem Bösen ablenkt,

¹⁵⁵ Malina, S. 303f.

¹⁵⁶ Ebda. S. 305.

¹⁵⁷ Ebda. S. 303.

¹⁵⁸ Ebda. S. 370.

sondern der Verursacher einer gescheiterten Liebesbeziehung. Vordergründig scheint es, als ob es Ivan ist, der die Beziehung beendet, doch auch Ich erkennt die Sinnlosigkeit einer Weiterführung der Beziehung:

Ivan ist nicht mehr Ivan, ich sehe ihn an wie ein Kliniker, der eine Röntgenaufnahme studiert, ich sehe ein Skelett, Flecken in seiner Lunge vom Rauchen, ich sehe ihn selber nicht mehr. Wer gibt mir Ivan zurück? Warum läßt er sich plötzlich so ansehen von mir?¹⁵⁹

Die völlige Dekonstruktion der Ivan-Figur wird dadurch ausgedrückt, dass er selbst nicht mehr erkannt wird, bzw. jene Eigenschaften von Ich nicht mehr gesehen werden, die sie früher an ihm so schätzte. Das Röntgenbild verdeutlicht nur das „Durchsehen“ durch den Menschen Ivan, das Erkennen, was tatsächlich in ihm steckt. Die Trauer über den Verlust beinhaltet zunächst noch immer eine Art Realitätsverweigerung („Es darf nicht wahr sein“¹⁶⁰) und wird sich später als Faktor des Untergangs von Ich herausstellen.

Die Erkenntnis drängt sich auf, dass eine Person nicht nur dann untergeht, wenn die Verkörperung des archetypischen Vaters seine negativen Eigenschaften, also die Destruktion, offenbart, sondern auch, wenn sich herausstellt, dass eine Täuschung oder Verblendung vorliegt, d.h. die vermeintliche (ideale) Vaterfigur in Wirklichkeit gar keine ist:

Ich denke an Ivan.

Ich denke an die Liebe.

[...]

Ich lebe in Ivan.

Ich überlebe nicht Ivan.¹⁶¹

5. Bedeutung und Aspekte des Archetypus Vater in Malina

Der Roman *Malina* ist eine Erzählung über das Verhältnis einer Tochter zu einer als „Vater“ bezeichneten, die symbolische Autorität des Gesetzes repräsentierenden Figur. Diese Figur tritt im Roman nicht nur in den Träumen auf, sondern auch in verschiedenen Rollen und Masken, hinter denen sich die väterliche Autorität verbirgt. Er erscheint in der Figur Malinas als der scheinbar väterlich-beschützende Freund, der

¹⁵⁹ Ebda. S. 665.

¹⁶⁰ Ebda. S. 668.

¹⁶¹ Ebda. S. 322f.

zugleich die Rolle des Therapeuten wahrnimmt, an den sich das Ich wendet, um die Wahrheit über ihr Unbewusstes, über ein Wissen aufzudecken, zu dem sie keinen unmittelbaren Zugang hat, aber auch in der Figur des Geliebten, Ivans, an den sie sich mit ihrem Wunsch nach „Heilung“ wendet.¹⁶²

Es kann also festgestellt werden, dass der Archetypus Vater in *Malina* alle negativen Eigenschaften, die eine Unterdrückung des weiblichen Geschlechts hervorrufen, aufweist. Die Verbreitung von Angst und Schrecken, die Dominanz und Herrschaft über scheinbar Schwächere und die absolute Rationalität, die jede Gefühlsregung vermissen lässt, kennzeichnen den Charakter der Vaterfigur.

Die Angst der Frau im Patriarchat vor Unterdrückung und Beherrschung durch den Mann kulminiert in der Angst vor physischer, seelischer und geistiger Zerstörung, der Vernichtung ‚weiblicher‘ Ganzheit. Das ‚weibliche Ich‘ in *Malina* wird fortwährend von einem Gefühl der Bedrohung und Bedrängung beherrscht – nicht nur im Traum.¹⁶³

Dieses ‚väterliche Prinzip‘¹⁶⁴ lässt sich auch auf die anderen männlichen Figuren im Roman übertragen, da sowohl Malina als auch Ivan, wie bereits erwähnt, zu Zerstörung von Ich beitragen. Weiters lässt sich an diesen Figuren, an ihren Handlungen und vor allem an ihren Einflüssen auf Ich das Archetypische nachweisen: „Das kollektive Unbewußte entwickelt sich nicht individuell, sondern wird vererbt.“¹⁶⁵ Ebenso wenig handelt es sich beim Vater in *Malina* um einen individuellen Vater. Daher wäre es auch falsch, von einem autobiographischen Standpunkt aus die Vaterfigur zu interpretieren. Dazu nimmt Bachmann selbst auch Stellung:

HEIM¹⁶⁶ [...] Darüber hinaus sind Bezüge in den Bekenntnissen, den traumhaften Erinnerungen, den Lebensumständen, die den Leser verführen, in der Ich-Erzählerin die Autorin zu vermuten?

BACHMANN Sie stellt sich ja auch, aber das heißt nicht, daß die Figur identisch ist. [...] Das Buch sollte und kann wohl nicht als eine Autobiographie verstanden werden.¹⁶⁷

Daher muss die Bedeutung des Vaters globaler gesehen werden.

Erst wenn das ‚Über-Ich‘ in unserem Kontext zugleich als Symbol der phallogozentrischen Ordnung, als Symbol ‚des Männlichen als einer Repräsentationsinstanz‘ der kulturellen ‚symbolischen Ordnung‘ der Vaterwelt

¹⁶² Baumgartl: Auf das Opfer darf sich keiner berufen, S. 100.

¹⁶³ Kanz: Angst und Geschlechterdifferenzen, S. 97.

¹⁶⁴ Vgl. Röhnelt: Hysterie und Mimesis in ‚Malina‘, S. 209ff.

¹⁶⁵ Jung: Die psychologischen Aspekte des Mutterarchetypus, S. 46.

¹⁶⁶ d.i. Ilse Heim

¹⁶⁷ Bachmann, Ingeborg: Wir müssen wahre Sätze finden. Gespräche und Interviews. Hg. v. Christine Koschel und Inge von Weidenbaum. München, Zürich 1983. S.107f.

verstanden wird, kann der doppelten Gefahr einer Deutung des Romans als einer privaten „Neurose“ einerseits oder als bloßes autobiographisches „Bekenntnis“ andererseits begegnet werden.¹⁶⁸

Es handelt sich nicht um eine bestimmte, genau definierte Persönlichkeit, sondern um die Verkörperung des Bösen, des Autoritären, des Bestimmenden – alles Eigenschaften, die einem Vater zugesprochen werden können. Man könnte so weit gehen, diese Figur als eine Allegorie der genannten abstrakten Eigenschaften zu sehen: Was diese Figur allerdings von der echten *prosopopoiia* unterscheidet, ist, dass durch diese Darstellung ein bestimmter Archetypus aktiviert wird. Eine Allegorie im poetologischen Sinne stellt ja nur ein *abstractum* dar, ohne Bezug auf eine bestimmte, in der Lebenswelt existierende Figur zu nehmen.¹⁶⁹

Die einem Vater von Natur aus innewohnende natürliche Autorität der Erfahrung, des Alters und der Weisheit wird hier ins Gegenteil des Autoritären verkehrt. Der absolute Machtanspruch des Männlichen dominiert jede weibliche Persönlichkeit und trachtet danach, sie zu zerstören.

Aber mein Vater tritt auf ein Schneebrett und löst eine dritte Lawine aus, sie reißt unsere ganzen Wälder nieder, [...] ich bin einverstanden, daß der Kampf ein Ende hat, mein Vater sagt zu der Suchmannschaft, sie bekämen ein Freibier, sie dürften nach Hause gehen, vor dem nächsten Frühjahr sei nichts zu machen. Ich bin unter die Lawine meines Vaters gekommen.¹⁷⁰

Der Schnee ist hier auch Symbol für die emotionale Kälte, die die Vaterfigur umgibt. Im Gegensatz zu den Bildern des Feuers bzw. des Brennens im ersten Kapitel des Romans kommt im Traumkapitel nur das Gegenteil, die Umkehrung vor: Die Kälte, das Erstarren. Während sich Ivan zwar ebenfalls typisch männlicher, archetypisch väterlicher Mechanismen bedient, um Ich zu erniedrigen, ist es eben die brennende Liebe, die Ich noch bei ihm hält. Im Gegensatz dazu ist es die Furcht, die kalte Angst, durch die der Vater Macht über die träumende Ich-Figur gewinnt.

Nicht vergessen werden darf auch die Tatsache, dass die Vaterfigur keinen Namen hat; sogar die imaginäre Schwester Melanie hat einen eigenen Namen. Einerseits beschreibt diese Namenlosigkeit zweifelsfrei die Namenlosigkeit der Verbrechen, die

¹⁶⁸ Lücke: Malina, S. 124.

¹⁶⁹ Vgl. Biti, Vladimir: Literatur- und Kulturtheorie. Ein Handbuch gegenwärtiger Begriffe. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2001. S. 35-37.

Vgl. Freytag, Wiebke: Allegorie. In: Sachlexikon Literatur. Hg. v. Volker Meid. München: dtv 2000. S. 23-25.

¹⁷⁰ Malina, S. 543f.

die Figur begeht, aber andererseits ist dies wieder ein Hinweis auf die Allgemeingültigkeit, auf das Archetypische des Vaters, der nicht nur Vater von Ich ist, sondern auch Vater von allen Töchtern, Unterdrücker aller Frauen. Weiters drückt der Namenlose aus, dass es sich nicht um einen bestimmten Vater, also um eine einzige konkrete Person handelt, die die Emanzipation der Tochter verhindert, sondern das gesamte Konzept, das hinter dieser Figur steht. Es ist wesentlich erschreckender, dass sich nicht **eine** Tochter und **ein** Vater auseinander gelebt haben beziehungsweise ein gestörtes, quasi nicht existierendes Verhältnis zueinander haben, sondern dass das Zusammenspiel von Vater und Tochter **generell** gestört ist. Die Anonymität der Vaterfigur hebt den Konflikt zwar auf eine allgemeinere Problematik, veranschaulicht aber dadurch wesentlich konkreter die Täter-Opfer-Beziehung.

Die Institution des Opfers ist eine Antwort auf eine soziale Krise:

Die „heilige Gewalt“ des Opfers kontrolliert bzw. verhindert das Ausbrechen sozialer Gewalt. Dies geschieht durch eine Verschiebung von dem ursprünglich anvisierten Objekt auf ein Opfer oder einen Sündenbock.¹⁷¹

Dieser biblisch-archaische Vergleich lässt sich erklären, indem man davon ausgeht, dass die Vaterfigur Aggressionen und Hass bzw. das Bedürfnis nach absoluter Macht an seinem eigenen Fleisch und Blut auslebt. Die Befriedigung der Gewalttriebe innerhalb der Familie „verhindert“ möglicherweise eine Ausdehnung derselben auf eine größere Personengruppe oder, im schlimmsten Fall, auf die gesamte Gesellschaft. Die Ich-Figur nimmt stellvertretend für die Gesellschaft die Leiden auf sich – doch anders als religiöse Erlöserfiguren wie Jesus Christus oder Prometheus ist Ich keine Erlöserin, da sie sich in einer ewigen Gewaltspirale wiederfindet:

Es ist immer Krieg.

Hier ist immer Gewalt.

Hier ist immer Kampf.

Es ist der ewige Krieg.¹⁷²

Was der Vergleich zwischen Prometheus/Jesus und Ich allerdings zeigt, ist das Gefühl des Alleine-Gelassen-Werdens bzw. der Zweifel an der Beschützerfunktion des Vaters. Während Christus am Kreuz verzweifelt („Warum hast du mich

¹⁷¹ Baumgartl: Auf das Opfer darf sich keiner berufen, S. 21.

¹⁷² Malina, S. 565.

verlassen?“¹⁷³) und Prometheus als Freund und Beschützer der Menschen vom Göttervater permanent bestraft wird, ist Ich als Tochter ihrem Erzeuger hilf- und schutzlos ausgeliefert und muss erkennen, dass liebende, elterliche Gefühle keinen Platz in der Welt des Vaters haben.

Die Opferrolle ist also zwiespältig: Einerseits muss Ich als Opfer männlicher bzw. väterlich-familiärer Gewalt verstanden werden, und andererseits ist Ich ein Opfer, das auf dem Altar der patriarchalen Gesellschaft dargebracht wird. Im Unterschied zum Isaak-Opfer der Bibel durch Abraham, der in seiner Gottesfurcht und -hörigkeit bereit ist, sein eigenes Kind zu töten, am Ende von Gott (der übergeordneten Vaterinstanz) davon abgehalten wird, wird Ich ständig vernichtet, da es keine beschützende Autorität gibt, die sich dem Täter Vater in den Weg stellt.

Allerdings ist die bloße Beschränkung auf die Rollenverteilung Täter-Opfer nicht ausreichend für eine fundierte Analyse dieser komplexen Beziehung:

In der Beziehung zum Vater erscheint die Ich-Figur nicht nur als Opfer. Sie ist auch selbst beteiligt an einem Vorgang, der in einem einfachen Opfer-und-Täter-Verhältnis nicht zu fassen ist, obwohl er zu ihrer Zerstörung führt. [...] ¹⁷⁴

Indem nämlich Ich nach wie vor in der zerstörerischen Figur ihren Vater erkennt, hat sie auch das Bedürfnis, diesen vor dem Zugriff der bestrafenden Instanz (im folgenden Beispiel der Polizei, zu schützen:

Ich höre die Polizeisirene, die Polizisten springen schon aus einem Streifenwagen, ich sage in höchster Angst, hilf mir jetzt, wir müssen die loswerden, wir müssen ¹⁷⁵

Die Ambivalenz der Beziehung wird in diesem Abschnitt also besonders deutlich: Ich macht keine Anstalten, den Tyrannen an die vermeintlichen Beschützer und Erretter auszuliefern, sondern versucht noch in einem Anfall von Panik, ihn vor dem Zugriff der „Gerechtigkeit“ zu beschützen. Die Frage nach dem Warum lässt sich teilweise damit beantworten, dass die Beziehung zum Vater noch immer eine andere sein muss als jene zu einem beliebig anderen Peiniger. Immerhin fühlt sich Ich noch immer ihrem Erzeuger, dem sie schließlich ihr Leben verdankt, verpflichtet und kann ihn nicht ausliefern. Hier stellt sich ganz deutlich eine weitere Problematik, die an eine tatsächliche Lebenswirklichkeit angeknüpft ist: Wie bereits diskutiert, kann das Vaterproblem in *Malina* als Kritik an der faschismusgeprägten Vätergeneration

¹⁷³ Mt 27,46 u. Mk 15,34. In: Die Bibel. Altes und Neues Testament. Einheitsübersetzung. Freiburg/Breisgau u.a.: Herder 1998. S. 1126 u. S. 1151.

¹⁷⁴ Baumgartl: Auf das Opfer darf sich keiner berufen, S. 130.

¹⁷⁵ *Malina*, S. 533f.

Bachmanns gelesen werden. Der innere Konflikt zwischen offensichtlichen Verbrechen, die viele Väter während der NS-Zeit begangen haben, und der Liebe zum Vater, der in der Familie ja immer noch einen großen Stellenwert einnimmt, scheint die Persönlichkeit fast zu zerreißen. Das Paradoxon zwischen hasserfülltem Mörder und liebendem Familienoberhaupt scheint für den Verstand der Töchtergeneration nicht greifbar und muss zwangsläufig zu schwerwiegenden Zweifeln führen.

Diese Zwiespältigkeit macht die Tochter in weiterer Folge aber zum Teil des Systems. Die scheinbare Wehrlosigkeit kann insofern kritisiert werden, als sich Ich der Totalität der männlichen Denkstrukturen hingibt und nicht aus diesen auszubrechen versucht. Widerstand findet nicht statt, das Aufbegehren und das eigenständige Denken werden „geopfert“ in dem vermeintlichen Bewusstsein, die unterlegene Rolle zu spielen. Zwar relativieren die letzten beiden Träume diese Analyse ein wenig, weil die Ich-Erzählerin dort zum ersten Mal agiert und nicht bloß reagiert¹⁷⁶, doch bringt der Vergleich zwischen der zerstörerischen Gewalt des Vaters und dem in Relation dazu geringen, ja geradezu schwachen Aufbegehren der Tochter ein eindeutiges Ergebnis:

Es ist nicht mein Vater. Es ist mein Mörder.¹⁷⁷

Die Ich-Erzählerin erkennt in der Figur also eine übermächtige männliche Gestalt, die letztendlich ihren Tod bzw. Untergang verursachen wird; nicht zuletzt unterstreicht die Gleichgültigkeit, mit der die Vater-Figur den Attacken der Protagonistin hinnimmt, dass beide sich eigentlich darüber im Klaren sind, wer die Oberhand behalten wird:

Ich weiß, wer du bist.

Ich habe alles verstanden.¹⁷⁸

Der Grund für die Gefügigkeit gegenüber der väterlichen Ordnung ist schnell ausgemacht:

Die Identifikationen mit der gewalttätigen Vaterfigur gelten nicht allein der Person oder bestimmten Eigenschaften des Vaters, sondern dessen Geschichte. Sie werden der Tochter aufgezwungen, der nichts anderes übrig bleibt, als sich mit den paternalen Zuschreibungen zu identifizieren. Denn sie ist auf die Liebe und Anerkennung der Vaterinstanz angewiesen.¹⁷⁹

¹⁷⁶ Vgl. Ebda. S. 559-563.

¹⁷⁷ Ebda. S. 564.

¹⁷⁸ Ebda.

¹⁷⁹ Baumgartl: Auf das Opfer darf sich keiner berufen, S. 131.

Trotz der offensichtlichen Unmöglichkeit, echte Liebe und Zuneigung vom Vater zu erlangen, gibt die Tochter ihr Bestreben nicht auf. Im Glauben, durch Unterwürfigkeit und Gehorsam die Akzeptanz des Vaters zu erreichen, werden die eigene Persönlichkeit und deren Bedürfnisse immer weiter zurück gedrängt – letztlich bis hin zur (Selbst)Aufgabe. Unbestritten ist die Tatsache, dass die treibende negative Kraft die Vaterfigur ist, ungeachtet dessen muss berücksichtigt werden, dass die Tochter sich in ihrer Opferrolle soweit hingibt, dass eine Befreiung gar nicht mehr möglich ist. So muss sich Ich durchaus den Vorwurf gefallen lassen, in starrer Untätigkeit bzw. in Unfähigkeit gleichsam wie das Kaninchen vor der Schlange vor dem Vater zu kapitulieren.

Der vom »weiblichen Ich« geliebte Mann wird zugleich zur furchterregenden Person, der es vernichten kann. Dies nicht nur, weil die Protagonistin selbst ihr Leben von ihm abhängig macht, sondern ganz konkret auch im physischen Sinn. Als Ivan – zum Spaß? – zu einem Schlag gegen sie ausholen will, taucht bei ihr der Gedanken an Mord auf [...].¹⁸⁰

Das Abhängigmachen des eigenen Lebens von einer anderen Person beraubt Ich nicht nur der persönlichen Freiheit, sondern auch der Fähigkeit, selbst Verantwortung für die eigenen Taten zu übernehmen. Durch die Zuordnung der Entscheidungsgewalt zu einer Vaterfigur, was diese quasi zur antiken Rolle des pater familias zurück drängt, akzeptiert Ich den Verlust der eigenen Identität.

Im Kontext des Gesamtromans wird durchgängig deutlich, dass das Schreiben, Lesen und Denken die einzige Reaktionsmöglichkeit der Ich-Erzählerin darstellt, eine Überlebens-Strategie, die ihr hilft, aufgrund der schweren inneren Verletzungen nicht völlig den Kontakt zur Realität zu verlieren.¹⁸¹

Das hier von Dennemarck-Jäger angesprochene Paradoxon ist auffällig: Ich zieht sich in eine Gedankenwelt zurück, die nach der Archetypen-Theorie eher dem Männlichen, also der Vaterfigur, zugesprochen wird: Das Schreiben, Lesen und Denken als Teil rationaler Erfassung der Lebenswelt steht in krassem Gegensatz zu den „typisch weiblichen“ Eigenschaften von Emotionalität. Durch die Unterdrückung und Tyrannei wird Ich in eine „männliche“ Welt gezwungen und der emotionalen Wahrnehmung beraubt. Dies stellt einen weiteren Verlust der eigenen Identität dar und verdeutlicht das Bestreben des Patriarchen, die Umwelt zu einem Teil des eigenen Machteinflusses zu machen.

¹⁸⁰ Kanz: Angst und Geschlechterdifferenzen, S. 99f.

¹⁸¹ Dennemarck-Jäger: Der ungehörte Schrei, S. 112.

Dennoch greift sie in Zuständen größter Verwirrung immer wieder auf ihren Verstand zurück, bemüht sich darum, die Grausamkeit der Realität intellektuell zu erklären und abzuwehren, um sich ein Minimum an Sicherheit zu retten.¹⁸²

Das Minimum an Sicherheit wird dadurch erreicht, dass ein Versuch unternommen wird, das Handeln des Vaters zu erklären und zu verstehen. Dass dies auf einer emotionalen Ebene sofort scheitern muss, da das Urvertrauen in die väterliche Liebe und den väterlichen Schutz in seinen Grundfesten erschüttert ist, liegt auf der Hand. Dadurch wird das Bestreben, die Verbrechen des Vaters auf rationaler Ebene erklären zu wollen, erst verständlich. Wie bereits weiter oben erwähnt, übernimmt in der realen Welt des Romans die Figur Malinas den Part des rationalen Erklärers.

Es darf hier allerdings nicht vergessen werden, dass im Traumkapitel des Romans zwei Ebenen ineinander greifen:

In den Traumbildern werden die individuellen Vergangenheits-Erfahrungen mit denen der Geschichte verbunden, wird die Herrschaftsstruktur der Gesellschaft mit derjenigen der Familie verknüpft.¹⁸³

Es ist also so, dass Ich nicht nur eigene traumatische Erlebnisse verarbeitet, sondern auch das Dilemma einer ganzen Generation zu fassen sucht.

Wir sprechen daher einerseits von einem *persönlichen*, andererseits von einem *kollektiven* [Hervorhebungen C. G. Jung, Anm.] Unbewußten, das gleichsam eine tiefere Schicht als das bewußtseinsnähere persönliche Unbewußte darstellt. Die «großen» bzw. bedeutungsvollen Träume entstammen dieser tieferen Schicht. Ihre Bedeutsamkeit verrät sich, abgesehen vom subjektiven Eindruck, schon durch ihre plastische Gestaltung, die nicht selten dichterische Kraft und Schönheit zeigt. Solche Träume ereignen sich meist in schicksalsentscheidenden Abschnitten des Lebens, [...] um die Lebensmitte (36. bis 40. Jahr) und in *conspectu mortis*. Ihre Deutung ist oft mit beträchtlichen Schwierigkeiten verknüpft, weil das Material, das der Träumer beitragen kann, zu spärlich ist. Es handelt sich eben bei den archetypischen Gebilden nicht mehr um persönliche Erfahrungen, sondern gewissermaßen um allgemeine Ideen, deren Hauptbedeutung in dem ihnen eigentümlichen Sinn und nicht in irgendwelchen persönlichen Lebenszusammenhängen besteht.¹⁸⁴

¹⁸² Ebda.

¹⁸³ Gürtler, Christa: Schreiben Frauen anders? Untersuchungen zu Ingeborg Bachmann und Barbara Frischmuth. 2. Aufl. Stuttgart: Heinz 1985 (Salzburger Beiträge 8). S. 225.

¹⁸⁴ Jung: Die Dynamik des Unbewußten, § 555.

Auffällig ist, dass der Vater bzw. die Vaterfigur als „Verkörperung verschiedenster Macht- und Wissensinstanzen“¹⁸⁵ auftritt, d.h. die Autorität und Übermacht nicht nur durch die Gewalttaten an sich, sondern auch durch die Funktionen innerhalb der Gesellschaft deutlich gemacht wird. Die Dialektik innerhalb der Vaterfigur ist die Wandlung von der natürlichen Autorität durch ihre Position hin zum Autoritären. Dadurch wird die Figur vielschichtiger, als man zunächst annehmen möchte: Denn die Darstellung des mordenden, alles bestimmenden Vaters spiegelt nicht (nur) eine bestimmte Person wider, sondern wird durch den Bezug zur patriarchalischen Gesellschaft zur Verkörperung des männlich Bösen schlechthin.

Mein Vater schlägt auf Melanie ein, dann, weil ein großer Hund warnend zu bellen anfängt, schlägt er diesen Hund, der sich voller Ergebenheit prügeln läßt. So haben meine Mutter und ich uns prügeln lassen, ich weiß, daß der Hund meine Mutter ist, ganz Ergebenheit. Ich frage meinen Vater, warum er auch Melanie schlägt, und er sagt, er verbitte sich diese Fragen, sie bedeute nichts für ihn, schon meine Frage nach ihr sei eine Unverschämtheit [...].¹⁸⁶

Die systematische Zerstörung des Ich durch männliche Figuren in *Malina* beginnt ja eigentlich schon viel früher, als ein Bub dem sechsjährigen Mädchen auf der Glanbrücke eine Ohrfeige verpasst:

Es war der erste Schlag in mein Gesicht und das erste Bewußtsein von der tiefen Befriedigung eines anderen, mich zu schlagen.¹⁸⁷

Es handelt sich also um einen schrittweisen Aufbau von männlicher Gewalt gegen Ich, das mit einem scheinbar harmlosen Bubenstreich beginnt und über die eigentlich nicht funktionierende Beziehung zu (weniger „mit“) Ivan in der totalen Hilflosigkeit gegenüber dem Vater gipfelt. Es ist bezeichnend, dass die Ich-Erzählerin, die im richtigen Leben der männlichen Gewalt beinahe schutzlos ausgeliefert ist, nicht einmal in ihren Träumen gegen diese brutale Herrschaft aufbegehren kann. Die paradoxe Situation, die dabei entsteht, ist ja, dass Ich den Wunsch verspürt, den Vater lieben zu können, was dieser aber durch seine Handlungen unmöglich macht: „Mein geliebter Vater, du hast mir das Herz gebrochen.“¹⁸⁸ Dies bedeutet, dass die Figur an sich schon als Erzeuger und Ahnherr gesehen wird – nicht der Vater wird aus der

¹⁸⁵ Weigel, Sigrid: Zur Genese, Topographie und Komposition von *Malina*. In: Mathias Mayer (Hg.): Werke von Ingeborg Bachmann. Interpretationen. Stuttgart 2002. S. 220 – 246. S. 221.

¹⁸⁶ *Malina*, S. 518.

¹⁸⁷ Ebd. S. 295.

¹⁸⁸ Ebd. S. 554.

männlich-dominierenden Gesellschaft abgeleitet, sondern vielmehr wird diese durch den Vater erst erzeugt. Der Vater wird zum Prinzip der Angstausslösung.

Wie Bachmann selbst andeutet, verkörpert der Vater all jene gesellschaftlichen Zwänge, die die Herausbildung einer eigenen Identität beeinträchtigen. Er ist der rigorose Vertreter der Über-Ich-Instanz, die die Normansprüche der Gesellschaft vertritt und die Selbstfindung des Ich verhindern kann. Dies wird mit dem Durchspielen verschiedener Todesarten veranschaulicht [...].¹⁸⁹

Die Fiktion innerhalb der Fiktion im Roman, d.h. die nicht reale Welt der Träume innerhalb der nicht realen Geschichte bzw. des nicht realen Plots des Romans, wird dadurch aufgelöst, dass die Ermordung von Ich durch eine männlich-dominate Figur ja tatsächlich stattfindet: „Es war Mord.“¹⁹⁰ Damit ist freilich nicht nur der körperliche, sondern auch der geistige Mord gemeint. Die Träume, in denen der Vater der Tochter körperliches Leid zufügt, symbolisieren ja nicht nur physische männliche Gewalt gegenüber Frauen, sondern auch psychische, deren schlimmste Form die Nicht-Beachtung, d.h. das In-Frage-Stellen einer eigenen weiblichen Persönlichkeit ist.

Obwohl das „weibliche Ich“ mutiger sein möchte, kann es ihm [dem Vater, Anm.] seine Bedürfnisse nicht verdeutlichen. Es fühlt sich wie gelähmt und gefangen, weil es Angst vor Restriktionen hat. Die Möglichkeit der Rettung wird immer wieder zur Restriktion oder entpuppt sich als Falle.¹⁹¹

Diese Unmöglichkeit der Rettung vor dem männlich-väterlichen Archetypus besteht nicht nur in den Träumen, sondern auch in der realen Umgebung von Ich.

Es ist immer Krieg.

Hier ist immer Gewalt.

Hier ist immer Kampf.

Es ist der ewige Krieg.¹⁹²

Der einzige Unterschied besteht darin, dass die männlichen Figuren Namen tragen und rein biologisch nicht die Väter sind, soziologisch bzw. gruppenspezifisch betrachtet allerdings sehr wohl, da auch sie jene Teile, die den Vaterarchetypus der Träume ausmachen, in sich tragen. Interessant ist, dass sich diese Eigenschaften auf zwei verschiedene Männerfiguren aufteilen, nämlich Malina und Ivan. Während

¹⁸⁹ Kanz: Angst und Geschlechterdifferenzen, S. 96.

¹⁹⁰ Malina, S. 695.

¹⁹¹ Kanz: Angst und Geschlechterdifferenzen, S. 96.

¹⁹² Malina, S. 565.

die Liebesbeziehung zu Ivan in Bahnen verläuft, die es für Ich schlussendlich unmöglich machen, vollkommen glücklich zu sein, wird Malina zum tatsächlichen Mörder Ichs – der Sieg des männlich Vernünftigen über das weiblich Emotionale ist besiegelt.

5.1 Die einseitige Verabsolutierung des Ich

Zunächst wird das Verschwinden der Ich-Erzählerin tatsächlich als Mord wahrgenommen: Die Erzählperspektive wechselt, und damit auch der bis zu diesem Zeitpunkt bestehende einseitige Eindruck der Empfindungen und Wahrnehmungen von der Ich-Erzählerin. Wer also eine Betrachtungsweise des Romans wählt, „die sich um eine reine Geschehensebene [...] zentriert“¹⁹³, lässt völlig außer Acht, dass „es sich bei Ich/Malina um zwei Teile eines Ganzen innerhalb eines geistigen Prozesses handelt.“¹⁹⁴ Es darf also nicht vergessen werden, dass durch die Erzählinstanz des Ich eine einseitige Perspektive geschaffen wird, die aber nicht ausschließt, dass eben jene Instanz ihr Scheitern schlussendlich einsehen muss und ganz in ihrem „Doppelgänger“¹⁹⁵ aufgeht. Einzig Malina, der Gegenpol innerhalb einer gespaltenen Persönlichkeit, kann bei der Aufarbeitung der Träume helfen, weil er Teil der Wirklichkeit, in der es Ort und Zeit gibt, ist und in die Parallelwelt nicht eindringen kann:

Ivan lebt noch, er wird mich anrufen. Wenn er anruft, dann sag ihm – Malina geht wieder mit mir auf und ab, weil ich nicht still liegen kann, er weiß nicht, was er Ivan sagen soll, ich höre das Telefon läuten. Sag ihm, [...], sag ihm nichts. Am besten: Ich bin nicht zu Hause.¹⁹⁶

Die Verleugnung der Identität ist seit der Antike eine bekannte Überlebensstrategie: Auch Odysseus kann nur überleben, indem er sich beispielweise vor dem Zyklopen Polyphem als „Niemand“ bezeichnet.¹⁹⁷ Ebenso kommt die Ich-Figur zu dem Schluss, dass sie nur durch bzw. in Malina weiter existieren kann.

¹⁹³ Grimkowski, Sabine: Das zerstörte Ich. Erzählstruktur und Identität in Ingeborg Bachmanns „Der Fall Franza“ und „Malina“. Würzburg: Königshausen & Neumann 1992 (Epistemata; Reihe Literaturwissenschaft 76). S. 151.

¹⁹⁴ Ebda.

¹⁹⁵ Ebda. S. 150.

¹⁹⁶ Malina, S. 197.

¹⁹⁷ Vgl. Grimkowski: Das zerstörte Ich, S. 155.

6. Autobiographische Elemente

Die Fragen inwiefern der Roman **Malina** als Autobiographie gelesen werden kann, ist und war schon immer umstritten. Bereits in den ersten Besprechungen [...] gingen die Rezensenten auf das Verhältnis der Ich-Erzählerin zur Autorin ein.¹⁹⁸

Tatsächlich scheint die unglaubliche Radikalität der Darstellung auf den ersten Blick von einer tiefen inneren Abneigung gegen den eigenen Vater herzurühren. Die Beziehung zu Matthias Bachmann dürfte allerdings nicht besonders problematisch gewesen sein. Vielmehr spielt hier die Auseinandersetzung mit einer ganzen Vätergeneration eine große Rolle, was natürlich auch als autobiographisch angesehen werden kann.

Geboren am 26. Juni 1926 in Klagenfurt, ist Ingeborg Bachmanns Jugend geprägt vom Dritten Reich und ihrer verordneten Mitgliedschaft beim Bund Deutscher Mädchen (BDM), über die sie kurz nach Kriegsende nach einer Begegnung mit einem englischen Offizier zu reflektieren beginnt.¹⁹⁹ „Ein Dialog zwischen den Kindern der Generation der Täter und der Generation der Opfer [der Offizier ist ein Kind jüdischer Eltern aus Wien, Anm.]“²⁰⁰ Es markiert diese Befragung den Beginn einer Auseinandersetzung mit der eigenen Vätergeneration; weniger auf einer persönlichen Ebene, sondern auf einer allgemein-gesellschaftlichen. Doch schon in den Jahren zuvor ist ein gewisser innerer Widerstand gegen das Nazi-Regime zu bemerken:

Nie hätte die Begegnung [mit dem jüdischen Offizier, Anm.] [...] so verlaufen können, [...], wenn nicht die Schülerin vorher selber die entscheidenden Schritte zu ihrer Befreiung aus dem NS-System getan hätte. Das Ursulinen-Gymnasium [...] hatte sich auch während der Hitler-Zeit einen gewissen anti-nazistischen Eigensinn bewahrt.²⁰¹

Letztere Bemerkung kann hier nicht unwidersprochen bleiben: Nicht nur das Ingeborg-Bachmann-Forum erwähnt, dass die Schule während der NS-Zeit eine staatliche „Oberschule für Mädchen“²⁰² war. Dies lässt den Schluss zu, dass der „anti-nazistische Eigensinn“ angezweifelt werden darf. Eine staatliche Schule im Dritten

¹⁹⁸ Sauthoff, Stephan: Die Transformation (auto)biographischer Elemente im Prosawerk Ingeborg Bachmanns. Frankfurt/Main u.a.: Peter Lang 1992. (Deutsche Sprache und Literatur 1333). S.19f.

¹⁹⁹ Vgl. Höller, Hans: Ingeborg Bachmann. 3. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch 2001. S. 7-9.

²⁰⁰ Ebda. S. 9.

²⁰¹ Ebda. S. 11.

²⁰² <http://www.ingeborg-bachmann-forum.de/ibles-guert.htm> (15.09.2009)

<http://www.musilmuseum.at/index.php?p=ingeborg-bachmann> (15.09.2009)

Reich, die gegen das Regime opponiert hätte, ist undenkbar. Die historische Ungenauigkeit Höllers ist, wenn sie denn absichtlich „passierte“, gar nicht notwendig, um Bachmann von etwaigen Verdächtigungen, sie hätte mit dem Nationalsozialismus sympathisiert, freizusprechen:

Der Eintritt in die NS-Lehrerbildungsanstalt nach der Matura 1944 zeigt Bachmann, wie fanatisch das System wirklich war. Das Selbstbild einer nicht dem System konformen Schülerin kultiviert sie mit wenigen anderen Kolleginnen: Alle ohne Väter (die allesamt im Krieg dienen) beschließen sie, in den Häusern „ohne Hüter“²⁰³ nicht länger stur dem Nationalsozialismus zu dienen.

Die Entlarvung einer zerstörerischen Kriegskultur, die sich als vaterländische, heimatverbundene Ideologie tarnte, hat Ingeborg Bachmann noch in der NS-Zeit und auf dem Terrain der Heimatliteratur vorgenommen.²⁰⁴

Bereits die Erzählung *Das Honditschkreuz* (1943) beschreibt aus der Perspektive des Theologiestudenten Franz Brandstetter den inneren Konflikt, dem auch Bachmann ausgeliefert ist: Angesteckt vom Fanatismus der antinapoleonischen Stimmung und des daraus folgenden Nationalismus versucht sich der Protagonist schließlich (mit Hilfe des ruhigen und vernünftigen Dechanten Freneau) aus dieser bedrückenden Situation zu befreien²⁰⁵. Problematisch ist in dieser Erzählung die Darstellung der inneren Spannung, die im Prinzip jene Bachmanns widerspiegelt, doch aus einer männlichen Perspektive erzählt wird. Dieser Bruch mit dem Regime sollte sich später durch viele Werke der Kärntner Schriftstellerin ziehen.

Nach Kriegsende liegt das *Vaterland* in Trümmern, zerstört von einer Ideologie, die nie diejenige von Bachmann war, die aber sehr wohl jene der Vorgängergeneration war. Der Totalitarismus eines patriarchalischen Systems schien grausam und ablehnenswert: „Das Vaterland hat sich als todbringende Kultur erwiesen.“²⁰⁶ Die Fremdherrschaft über den eigenen Willen, über die eigene Persönlichkeit – dieses Trauma wird sich in der Psyche Bachmanns manifestieren:

Die Selbstbefreiung war mit dem Datum der historischen Befreiung nicht zu Ende. In der bedingungslosen Unterwerfung unter die Autorität der Kunst und das Gesetz der

²⁰³ Höller: Bachmann, S. 12.

²⁰⁴ Ebda. S. 12f.

²⁰⁵ Vgl. Bachmann, Ingeborg: *Das Honditschkreuz*. Eine Erzählung aus dem Jahre 1813. In: Dies.: Werke. Zweiter Band: Erzählungen. Hg. v. Christine Koschel u. a. München: Piper 1978. S. 489-598.

²⁰⁶ Höller: Bachmann, S. 30.

männlichen Autorschaft behielt die symbolische Ordnung der Väter noch lange ihre Macht über das schreibende Ich.²⁰⁷

Es scheinen allerdings nicht besonders außergewöhnliche (negative wie positive) Erlebnisse aus der Kindheit/Jugend mit dem Vater in den diversen Biographien oder Erinnerungsstücken auf. Es ist sehr stark anzunehmen, dass der Vater Matthias Bachmann, Offizier im Ersten Weltkrieg, Lehrer und auch von Beginn an Teilnehmer des Zweiten Weltkriegs, wenig persönlichen Einfluss auf die junge Bachmann hatte, da er ab ihrem 13. Lebensjahr (Beginn des Zweiten Weltkriegs) kaum noch zu Hause anzutreffen war. Allerdings ist ein gesteigertes Interesse an der väterlichen Familiengeschichte²⁰⁸ zu erkennen, während die mütterliche Seite entweder vernachlässigt wurde oder aber nichts aus dem Nachlass bekannt geworden ist. Theoretisch lässt sich die intensivere Beschäftigung mit der *Vaterfigur* natürlich aus seiner ständigen Abwesenheit erklären: Idealisiert wird die Person dadurch, dass sie zu einem bestimmten (für die adoleszente Tochter wichtigen) Lebensabschnitt nicht vorhanden war und dadurch zu einer Vorstellung erhoben wird, die möglicherweise nicht den Tatsachen entsprach. Einige Beispiele aus der Literatur erhärten diese These von der Idealisierung des abwesenden Vaters, so finden sich Analogien bei Ruth Klüger²⁰⁹ und Renate Welsh²¹⁰. Dies bedeutet jedoch nicht, dass grundsätzlich keine Personen in Bachmanns Leben auftauchten, die Einfluss auf das Männer- bzw. Vaterbild in ihren Werken hatten.

Exemplarisch seien hier drei Persönlichkeiten genannt und deren Beziehung zu Bachmann kurz umrissen:

6.1 Paul Celan

Im Wien der Nachkriegszeit begann jene andere, entscheidende Beziehung, ohne die Ingeborg Bachmanns Leben und Werk schwer denkbar sind.²¹¹

Die innige Liebesbeziehung zwischen Bachmann und Celan ist seit dem Jahr 2008 auch in der originalen Briefform dokumentiert²¹², weshalb es jetzt als noch sicherer

²⁰⁷ Ebda. S. 35.

²⁰⁸ Vgl. Ebda. S. 20.

²⁰⁹ Vgl. Klüger, Ruth: weiter leben. Eine Jugend. 13. Aufl. München: dtv 2005.

²¹⁰ Vgl. Welsh, Renate: Dieda oder Das fremde Kind. Hamburg: Oetinger 2002.

²¹¹ Höller: Bachmann, S. 57.

²¹² Vgl. Bachmann, Ingeborg und Paul Celan: Herzzeit. Briefwechsel. Mit den Briefwechseln zwischen Paul Celan und Max Frisch sowie zwischen Ingeborg Bachmann und Gisèle Celan-Lestrange. Hg. und komm. v. Bertrand Badiou, Hans Höller, Andrea Stoll und Barbara Wiedemann. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2008.

angesehen werden kann, dass Celan einen wichtigen Einfluss auf das literarische Werk Bachmanns ausübte. „Im literarischen Dialog mit Paul Celan hat Ingeborg Bachmann zu ihrer Dichtersprache gefunden.“²¹³ Die Liebesbeziehung Ende der vierziger/Anfang der fünfziger Jahre (und noch einmal 1957/58) kann also durchaus als eine wichtige für die Literaturwissenschaft angesehen werden. Obwohl Bachmanns Reise nach dem Abschluss ihres Philosophiestudiums sie nach Paris zu ihm führte, musste sie in der Folge die Unmöglichkeit eines gemeinsamen Lebens erkennen.

16.2.1952

Liebe Ingeborg,

[...] Lass uns nicht mehr von Dingen sprechen die unwiederbringlich sind, Inge – sie bewirken nur, dass die Wunde wieder aufbricht, sie beschwoeren bei mir Zorn und Unmut herauf, sie scheuchen das Vergangene auf [...]. Nein, lass uns nicht mehr am Unwiederbringlichen herumraetseln [sic!], Ingeborg. Und bitte komm nicht meinetwegen nach Paris! Wir wuerden [sic!] einander nur wehtun [...].²¹⁴

Die durchaus problematische Beziehung wird in den Briefen mehrmals thematisiert, eine gegenseitige Befruchtung des literarischen Schaffens ist aber kaum abzusprechen. Besonders die seit dieser Zeit noch deutlicher in die dichterische und wohl auch persönliche Seele Bachmanns eingebrannte Vorstellung der Judenvernichtung lässt sich später immer wieder in ihren Texten erkennen. Was zuvor eine furchtbare abstrakte historische Tatsache zu sein schien, war nun auf eine ganz konkrete persönliche Ebene verlagert.

6.2 Max Frisch

Das Datum der ersten Begegnung zwischen Max Frisch und Ingeborg Bachmann ist in *Malina* nachzulesen: 3. Juli 1958.²¹⁵ Es ist für das weibliche Ich im Roman kein gutes Datum, ein Datum, an dem sie zu passiv agierte.²¹⁶

[...] es ist ein leerer oder ausgeraubter Tag, an dem ich älter geworden bin, an dem ich mich nicht gewehrt habe und etwas geschehen ließ.²¹⁷

²¹³ Höller: Bachmann, S. 59.

²¹⁴ Briefwechsel, S. 41.

²¹⁵ *Malina*, S. 588.

²¹⁶ Vgl. Albrecht, Monika: Die andere Seite. Untersuchungen zur Bedeutung von Werk und Person Max Frischs in Ingeborg Bachmanns „Todesarten“. Würzburg: Königshausen u. Neumann 1989 (Epistemata. Würzburger wissenschaftliche Schriften. Reihe Literaturwissenschaft. Band XLIII 1989). S. 62f.

²¹⁷ *Malina*, S. 589.

Ingeborg Bachmann fühlte sich nach der Trennung von Max Frisch wie vernichtet, vor allem, weil sie den Roman «Mein Name sei Gantenbein», den Frisch nach dem Ende ihres Zusammenlebens veröffentlichte, als Zerstörung ihrer Person empfand. Sie [...] sah sich in ihren privaten Beziehungen dem Literaturmarkt preisgegeben.²¹⁸

Nachdem sich die beiden also in Paris kennen gelernt hatten, folgte ein wechselvolles Jahr, ehe Frisch sogar gewillt ist, sie zu heiraten (was von Bachmann allerdings in Frage gestellt wird). Nach sieben gemeinsamen Monaten in Zürich erkrankt Frisch (an Hepatitis) und schickt sie weg nach Rom, von wo er sie nach seiner Gesundung wieder zurück holt. Das Zusammenleben in Rom ist ebenfalls problematisch, nachdem Frisch gestehen muss, dass er Briefe liest, die nicht an ihn gerichtet sind (später wird er behaupten, Bachmann hätte sein Tagebuch gefunden, es gelesen und verbrannt). All diese Erinnerungen an die Beziehung finden sich in Frischs Erzählung *Montauk*²¹⁹, so auch an den Abschied, als er Ende 1962 nach Amerika reist, um dort einen Preis entgegenzunehmen und Bachmann in einer Zürcher Klinik krank zurück lässt. Es sind diese Vertrauensbrüche, die Bachmann schließlich auch körperlich schwer zusetzen. An der Echtheit der (anfänglichen) Zuneigung Bachmanns zu Frisch ist nur schwer zu rütteln, da ihr schweres psychisches und physisches Leiden nach dem Ende der Beziehung Bände sprechen. Diese Leiden, die beinahe schon einen dem Tode ähnlichen Zustand hervorrufen, sind es auch, die die Schriftstellerin zur Weiterarbeit an ihrem *Todesarten*-Zyklus bewegen. Die soziale Ermordung, das Fallen-Gelassen-Werden, das schlussendlich Ausgenutzt-Werden von männlichen Tätern wird zum Thema des unvollendeten Zyklus.

In der kontroversiellen Diskussion um den autobiographischen Gehalt des Romas *Malina* spiegelt sich nicht zuletzt die Irritation an dem Nebeneinander von unübersehbaren Parallelen zwischen dem Leben der Ich-Figur und dem der Autorin wie dem offensichtlichen Kunstcharakter des Werkes.²²⁰

Monika Albrecht spricht also hier den Umstand an, dass es in den verschiedenen Interpretationsversuchen zu *Malina* viele Wege gab, die Beziehung zu Max Frisch zu erkennen, was zwar ein möglicher, aber sicherlich nicht der einzige Ansatz zum Verständnis des Romans bzw. des übergeordneten Zyklus sein kann und darf. Hinlänglich bekannt und erörtert ist das letzte Wort der Malina-Figur („Mein Name?

²¹⁸ Höller: Bachmann, S. 117.

²¹⁹ Frisch, Max: *Montauk*. Eine Erzählung. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1976.

²²⁰ Albrecht: Die andere Seite, S. 52.

Malina.²²¹), das sozusagen als Antwort auf Frischs *Mein Name sei Gantenbein* gelesen werden kann.

6.3 Hans Weigel

1945 aus dem Schweizer Exil zurück gekehrt, initiierte der Kritiker und Schriftsteller Hans Weigel im Café Raimund einen Literaturzirkel, der sich unter anderem dadurch kennzeichnete, dass unter der Leitung des dem jüdischen Glauben zugehörigen Weigel sowohl Emigranten als auch Mitläufer, quasi Opfer und Täter, an einem Tisch saßen.

Diesen Umstand thematisierte Bachmann später in *Unter Mördern und Irren* (1961), wo an einem Stammtisch ebenfalls Opfer und Täter, zum Unverständnis der jüngeren anwesenden Generation, zusammen sitzen. Bezeichnend auch hier: Es sind nur die Männer, die sich treffen, die Frauen nehmen nicht teil.

Der literarische Zirkel erweist sich aber als fruchtbar für Bachmann, da Hans Weigel zu dieser Zeit großen Einfluss auf den österreichischen Kulturbetrieb hat.

Bei den regelmäßigen Zusammenkünften zeigen die jungen Leute, die sonst keinerlei Möglichkeiten haben, an die Öffentlichkeit zu treten, einander ihre Arbeiten und besprechen sie. Es kommt zu einem Erfahrungsaustausch, der angesichts des enormen Nachholbedarfs in seiner Bedeutung nicht zu unterschätzen ist.²²²

Hans Höller erwähnt zusätzlich literarische Einflüsse Weigels, in dem er dessen Roman *Unvollendete Symphonie* als eines der „Vorbilder“ für *Malina* beschreibt.²²³

Bachmann wird von Weigel,

dem sie nach einigem Zögern Manuskripte eigener Arbeiten zeigt, zum Weiterschreiben ermuntert. Von da an sehen die beiden einander häufig und es wird sich für einige Jahre halten, was Weigel eine „sehr intensive Freundschaft“ nennt.²²⁴

²²¹ Malina, S. 694.

²²² Hapkemeyer, Andreas: Ingeborg Bachmann. Entwicklungslinien in Werk und Leben. 2. Aufl. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften 1991 (Veröffentlichungen der Kommission für Literaturwissenschaft 11). S. 33.

²²³ Vgl. Höller: Bachmann, S. 54.

²²⁴ Hapkemeyer: Entwicklungslinien, S. 32.

VI. ER IST ÄLTER GEWORDEN – DREI WEGE ZUM SEE

1. Der anwesende Vater

Wer das Werk Ingeborg Bachmanns über ihre Romane bzw. Romanfragmente kennen lernt, ist bei der ersten Lektüre der Erzählung *Drei Wege zum See* einigermaßen überrascht: Ein biologischer, „echter“ Vater ist anwesend, und er erweckt nicht den Eindruck, ein böser oder schlechter Mensch zu sein. Als die Protagonistin Elisabeth Matrei ihren Vater besucht, heißt es im Text: „ein „Kind“ war zurückgekommen“²²⁵. Es ist hier also ein völlig anderes Vaterkonzept vorhanden, das in der, wie Christine Kanz es formuliert, auf den ersten Blick etwas trivial anmutenden Erzählung²²⁶ in krassem Gegensatz zu den Beschreibungen in den anderen besprochenen Werken steht.

Wie unwichtig diese positive Vaterfigur bis jetzt genommen wurde, zeigt die Tatsache, dass es diesen Text betreffend zu diesem Thema kaum, wenn nicht gar keine Sekundärliteratur gibt. Die volle Konzentration bei der Interpretation der Erzählung liegt auf der Topographie, die Vaterfigur wird oft nur beiläufig erwähnt.

Woran mag es nun liegen, dass Bachmann nun einen, ihren restlichen Vaterkonzepten so konträren Charakter vorlegt?

Zum einen mag es durchaus stimmen, dass die Erzählung nicht primär die Vaterproblematik zum Thema hat. Vielmehr sind es die heiklen, oftmals gescheiterten Beziehungen zu anderen Männern, die reflektiert werden:

Daß sie sich teilnahmslos in irgendein Bett gelegt hatte, um, wie sie meinte, einem Mann einen Gefallen zu tun [...].²²⁷

Zum anderen allerdings spielt der Vater schon eine große Rolle für Elisabeth Matrei: Sie kehrt nach Hause zurück, aus einer Welt, in der sie nicht immer willkommen ist, in die sie aber dennoch schnell wieder hinaus muss, weil sie es daheim nicht mehr aushält.

Ihr Aufenthalt in Klagenfurt ist zum einen von Erinnerungen an die Kindheit mit ihrem um sechzehn Jahre jüngeren Bruder Robert bestimmt, zum anderen von Reminiszenzen

²²⁵ Bachmann, Ingeborg: *Drei Wege zum See*. München, Zürich: Piper 1995 („Todesartenprojekt“ Bd. 1). S. 363.

²²⁶ Kanz, Christine: „Viel couragierter als unsere Herren“ – Elisabeth Matrei in *Drei Wege zum See*. In: Mathias Mayer (Hg.): *Werke von Ingeborg Bachmann. Interpretationen*. Stuttgart 2002. S.196 - 219. S. 196.

²²⁷ *Drei Wege zum See*, S. 383.

an ihre zahlreichen gescheiterten Beziehungen zu verschiedenen Männern. Außerdem ziehen in diesen Tagen ihre beruflichen Stationen noch einmal an ihr vorbei.²²⁸

Die Heimkehr zum Vater hilft Elisabeth also sowohl ihre berufliche als auch private Vergangenheit bewusst zu verarbeiten beziehungsweise diese zumindest Revue passieren zu lassen. Ihr Vater ist ihr dabei allerdings keine große Hilfe, da er selbst aus einer Welt kommt, die längst nicht mehr existiert. Auf den Wanderungen verirrt sich Elisabeth also nicht nur in der Landschaft, sondern auch in ihrer Vergangenheit:

[Die] topographischen Wirrungen sind für den Verlauf der Erzählung insofern wesentlich, als sie zum vorzeitigen Abbruch der Reise führen und ein allgemeines Gefühl der Fremdheit hervorrufen.²²⁹

Elisabeth realisiert also, dass sie in ihrer alten Heimat keinen Platz mehr findet, an dem sie sich vollständig „zu Hause“ fühlen kann.

2. *Zu Hause beim Vater*

Wie bereits festgestellt wurde, ist der Vater für Elisabeth Matrei keine bedrohliche Figur. Er ist fürsorglich und zuvorkommend. Der einzige Unterschied zu früheren Begegnungen besteht darin, dass es der Protagonistin zum ersten Mal auffällt, dass ihr Vater altert:

[...] aber diesmal durchfuhr sie ein alarmierendes Gefühl, denn er war kleiner geworden, nicht gerade zusammen gesunken, aber eben doch kleiner, und sein Blick war kindlich und ein wenig hilflos geworden, und das alarmierende Gefühl war: er ist älter geworden.²³⁰

Schon diese erste Begegnung von Vater und Tochter zeigt deutlich, dass Elisabeth Matrei liebende Gefühle für ihren Vater hat: Sie sorgt sich um ihn, und die Tatsache, dass ihr Vater älter wird, weckt keine positiven Gefühle in ihr. Vielmehr ist es ein Gefühl der Angst, das sie beschleicht, denn mit dem Alter kommt zwangsläufig auch der Tod. In einem anderen Zusammenhang schreibt Christine Kanz, dass Elisabeth Matreis „Wahrnehmung der Wirklichkeit“ nicht den Tatsachen entspricht²³¹, was auch offensichtlich auf frühere Begegnungen mit dem Vater zutrifft.

²²⁸ Kanz: „Viel couragierter als unsere Herren“, S. 198.

²²⁹ Ebda. S.197.

²³⁰ Drei Wege zum See, S. 361.

²³¹ Vgl. Kanz: „Viel couragierter als unsere Herren“, S. 197.

Die Vertrautheit, die zwischen den beiden herrscht, kennt man nur in ganz wenigen Bachmann-Texten:

[...] sie sprang auf, sie wolle endlich ihre Koffer auspacken, und sie machte ein geheimnisvolles Gesicht, das nur ihr Vater kannte [...].²³²

Die besondere Nähe zum Vater ergibt sich wohl aus der Abwesenheit der Mutter bzw. der negativen Beziehung zu ihr:

Du weißt also nicht, daß Mama und ich einander gehaßt haben, natürlich nur wegen Robert.²³³

Der Konflikt artet soweit aus, dass die junge Elisabeth in einem Streit mit der Mutter von dieser geschlagen wird, eine Handlung, die man normalerweise eher einer Vaterfigur zutrauen würde. Es ist also eine gewisse Umkehrung der Rollenverhältnisse zu beobachten, da die Mutter, die weibliche Person, eine negative Stellung, eine Gegnerin im Kampf um die Liebe des Bruders Robert ist. Herr Matrei ist sich des Konfliktes nicht bewusst (oder er will sich den Konflikt nicht bewusst machen), was wiederum dafür spricht, dass er ein friedliebender, vielleicht sogar sanfter Mensch ist.

Auch die Eigenschaft des ernährenden Vaters kommt nicht zu kurz:

[...] nickte er verständnisvoll, [...] und er ging mit ihr im Garten herum, pflückte für sie die ersten Weichselkirschen und schwarze Johannisbeeren, denn das Kind hatte doch das ganze Jahr nichts wirklich Vernünftiges zu essen, und Obst aus dem eigenen Garten war eben etwas gesünder als dieses ausländische Zeug auf den Märkten, aber er würde schon dafür sorgen, daß sie in ein paar Tagen besser aussähe.²³⁴

Die erfolgreiche Photojournalistin Elisabeth Matrei, deren rastloses Leben auch wunderbar ins 21. Jahrhundert passen würde, kann diese väterliche Fürsorge allerdings nicht schätzen, da die Hochzeit ihres Bruders mit der Engländerin Liz in ihrer Gedankenwelt einen großen Platz einnimmt. Die fast inzestuöse Beziehung zu Robert und die absolut verschiedenen Welten, in denen Tochter und Vater leben (die eine in Paris, New York, Wien, der andere in Klagenfurt) machen eine innige Beziehung fast unmöglich, obwohl beide einander ohne Zweifel lieben.

Elisabeths soziale Mobilität zeigt sich darin, daß sie inzwischen einer anderen Bildungs- und Gesellschaftsschicht angehört als ihr Vater, weshalb ihnen die gemeinsame Denk- und Sprechweise als Basis für eine intimere Verständigung abhanden gekommen ist. Als

²³² Drei Wege zum See, S. 363.

²³³ Ebda. S. 415.

²³⁴ Ebda. S. 377.

rechtschaffener und biedersinniger, aber zugleich etwas rückständiger und schlichter Alt-Österreicher steht Herr Matrei dem Kosmopolitismus seiner Tochter [...] mit hilflosem Unverständnis gegenüber.²³⁵

Herr Matrei ist zwar sehr um seine Tochter bemüht, doch die spürbare Distanz lässt den Leser fast mit dem etwas wunderlichen älteren Mann mitleiden.

Sie erschrak ein wenig, als ihr Vater klopfte und dann hereinkam, aber er sagte nichts, weil sie noch nicht im Bett lag, sondern gab ihr befangen ein Kuvert und küßte sie auf die Wange. Er sagte: Damit ich es nicht vergesse, es ist nur etwas für die Reise, und damit du zurecht kommst in Wien.²³⁶

Die Figur des Vaters scheint die einzige Sozialbeziehung im unsteten Leben der Elisabeth Matrei zu sein, die nicht auf Grund von Ortswechseln oder durch Wandel der spezifischen Lebensumstände in die Brüche geht. Sowohl die problematischen Freundschaften als auch die oberflächlichen Beziehungen der Protagonistin stehen im krassen Gegensatz zum Vater, der eigentlich schon ein „Relikt“²³⁷ aus einer längst vergangenen Zeit zu sein scheint. Deshalb ist es für Elisabeth auch nicht weiter tragisch, dass sie verfrüht abreisen muss – ständige Ortswechsel bringt ihr Beruf mit sich. Einzig das schlechte Gewissen dem Vater gegenüber, der allerdings die schnell wiederkehrende Einsamkeit erduldet, schleicht sich als negatives Gefühl ein.

3. *Fremd beim Vater*

Bei aller Liebe und Zuneigung, die Vater und Tochter füreinander empfinden, entsteht dennoch zwischen beiden ein Gefühl der Fremdheit, das durch die lange Abwesenheit der Tochter und ihren Beruf zu erklären ist. Der Vater ist bestimmt nicht Teil der modernen Welt, die Elisabeth Matrei kennt, und es ist ihr auch bewusst, dass diese Art von Dasein bald ein Ende haben wird:

Denn sie wußte nur und auch genau, warum Familien wie die Matreis aussterben sollten, auch daß dieses Land keine Matreis mehr brauchte, daß schon ihr Vater ein Relikt war [...].²³⁸

²³⁵ Schneider, Jost: *Simultan* und Erzählfragmente aus dem Umfeld. In: Bachmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. v. Monika Albrecht u. Dirk Göttsche. Stuttgart, Weimar 2002. S. 159 – 171. S.167.

²³⁶ Drei Wege zum See, S. 455.

²³⁷ Ebda. S. 366.

²³⁸ Ebda.

Die Entfremdung, die von beiden Seiten stillschweigend als verletzend bzw. traurig empfunden wird, äußert sich in einer Sprachlosigkeit, die die Unterschiede zwischen den beiden Individuen deutlich machen soll.

[...] ja, ihr Vater war kleiner geworden und nur hier, wenn er nicht zuhause war und nicht mir ihr auf einem Waldweg, hatte er wieder diesen kindlichen Blick, den greisenhaften eines alten Mannes, den man zurückließ, allein ließ, und Elisabeth, obwohl es nun zu spät war, wollte noch einmal aussteigen und ihm etwas sagen, doch was? was denn nur?²³⁹

Auch die Episode, als sich Herr Matrei (vergeblich) geweigert hatte, ein Telefon installieren zu lassen ²⁴⁰, verdeutlicht, wie sehr dieser Mann entfernt ist von der Lebenswelt seiner Kinder und wie verhaftet er noch in sein altes (nicht pejorativ gebraucht!) Denkmuster verstrickt ist.

4. *Bedeutung und Aspekte des Archetypus Vater in Drei Wege zum See*

Wie bereits erwähnt wurde, wird in der Erzählung *Drei Wege zum See* ein etwas „Bachmann-untypischer“ Vaterarchetypus eingeführt. Die Figur des Herrn Matrei hat Anknüpfungspunkte in unserem kollektiven Unbewussten, die wir gerne hervor holen ins Bewusste: Die Fürsorglichkeit, die beinahe schon etwas Mutterhaftes hat, der weise Ratgeber, aber auch derjenige, von dem man sich als Erwachsener lösen soll und es doch manchmal sehr schwer tut. Die Beschreibung des Vaters geht manchmal sogar ins Melancholische über, das Schmunzeln über einen alten, etwas modernefeindlichen Mann in der oben erwähnten Telefonszene kann man sich als Leser nicht verkneifen.

Die erwähnten Aspekte des Archetypus erfüllen eine wichtige Funktion im Text: Sie bilden die Konstante, die Haltestange im Leben der Elisabeth Matrei und in der Vorstellungswelt des Lesers, und zwar insofern, als man sich auf den ruhenden Gegenpol, Herrn Matrei, verlassen kann, wenn es um die amourösen Abenteuer oder ihre beruflich bedingten Reisen geht.

Im Unterschied zu den übrigen Protagonistinnen [des Simultan-Zyklus, Anm.] erinnert Elisabeth sich. Sie ist in der Lage, ihre Selbstentfremdung zu erkennen und als Problem zu artikulieren. Anders als bei den anderen Frauen gibt es in Elisabeths Biographie keine

²³⁹ Ebda. S. 456.

²⁴⁰ Vgl. ebda. S. 442.

verlorenen Jahre, in denen die Zerstörung ihrer Person stattgefunden hat. Elisabeths Erinnerungen reichen bis in die Kindheit zurück und nennen keinen Grund für die Beschädigung, die sie ein selbstentfremdetes Dasein führen lässt. [...] Elisabeth verschweigt alles, was nicht in das Bild von einem glücklichen und erfolgreichen Leben passen würde, von alltäglichen Unerfreulichkeiten bis hin zu privaten Mitteilungen. Tiefere Verletzungen sind ihr zwar oft erklärbar, doch hilft dieses Verständnis nicht, sie gefühlsmäßig zu verwinden.²⁴¹

Der Vater repräsentiert hier eine Figur aus der Vergangenheit, die nichts Bedrohliches an sich hat. Zwar ist der Zugang der beiden Protagonisten zueinander aufgrund der getrennten Lebenswelten äußerst schwierig, wenn nicht gar unmöglich, doch scheint ein gewisses Zugehörigkeitsgefühl nicht ganz zu fehlen. In jedem Fall jedoch ist der Vater ein Teil der Vergangenheit, der sich in der Welt seiner Kinder nicht mehr wirklich zurecht findet:

Am Abend läutete das Telefon [...], und Elisabeth rannte hinunter zum Telefon, ohne zu hören, was Herr Matrei kopfschüttelnd sagte, denn dieses Telefonieren mußte ja die reinste Krankheit sein zwischen den jungen Leuten heute.²⁴²

Es ist hier also deutlich zu spüren, dass die konservative Vaterfigur die Entfremdung der Elisabeth Matrei deutlich machen soll. Archetypisch betrachtet ist die Vaterfigur hier ein Repräsentant aus einer Zeit, die längst vergangen scheint und nur mehr in einer anachronistischen Form existieren kann, weil dies die ländliche Umgebung zulässt. Durch das ehrliche Bemühen des Vaters, seiner Rolle als Beschützer und Unterstützer seines Kindes zu agieren, werden die Unterschiede erst richtig deutlich:

Sie erschrak ein wenig, als ihr Vater klopfte und dann hereinkam, aber er sagte nichts, weil sie noch nicht im Bett lag, sondern gab ihr befangen ein Kuvert und küßte sie auf die Wange. Er sagte: Damit ich es nicht vergesse, es ist nur etwas für die Reise, und damit du zurecht kommst in Wien. Elisabeth brachte kein Wort heraus, ihr fiel ein, es würden wieder tausend Schilling darin sein, damit sie, das Kind, auf dem Weg zurecht kam, und sie sagte, wie immer: Wie lieb von dir, damit sie ihn zum Lächeln brachte und er wieder wußte, wie nötig sie ihn hatte.²⁴³

Die zitierte Stelle zeigt in aller Deutlichkeit die Beziehung zwischen Vater und Kind:

²⁴¹ Bannasch, Bettina: Von vorletzten Dingen. Schreiben nach „Malina“: Ingeborg Bachmanns „Simultan“-Erzählungen. Würzburg: Königshausen & Neumann 1997. S. 45.

²⁴² Drei Wege zum See, S. 450.

²⁴³ Ebda. S. 472.

1. Realistisch betrachtet ist der Vater seiner Bedeutung als Ernährer des Kindes verlustig gegangen. Die Tochter ist erwachsen, sie lebt in ihrer eigenen Welt, hat ihren eigenen Beruf und ihre eigenen Prioritäten, die verschiedener als jene des Vaters nicht sein können. Durch die Eigenständigkeit der Tochter ist das Band der materiellen Abhängigkeit durchtrennt. Konterkariert wird diese Tatsache durch den Versuch des Vaters, seiner Tochter für die Reise etwas Geld zuzustecken. Beide Beteiligten sind sich der Tatsache bewusst, dass es in dieser Szene nicht um das Geld geht, da Elisabeth längst auf eigenen Beinen steht. Es scheint sich sowohl der Vater als auch die Tochter bei dieser Szene nicht gänzlich wohl zu fühlen; beide wissen um die eigentliche Sinnlosigkeit, der Tochter Geld zu geben.

2. Ebenfalls abhanden gekommen ist die Funktion des erziehenden Vaters. Als Herr Matrei das Zimmer betritt, wird extra erwähnt, dass er nichts dazu sagt, dass seine Tochter noch nicht im Bett liegt. Hier wird auf eine klassische Eltern-Kind-Szene rekurriert: Der um das gesundheitliche Wohl besorgte Vater sollte eigentlich dafür sorgen, dass das Kind zeitgerecht zu Bett geht, um ein ausreichendes Maß an Schlaf zu bekommen. Doch auch hier ist beiden Personen bewusst, dass eine Zurechtweisung aufgrund des Erwachsenenalters der Tochter mehr als fehl am Platze wäre; und obwohl der Vater liebend gerne noch immer in die alte Rolle fallen würde, hält er sich zurück.

3. Trotz der offensichtlichen Gegensätze versuchen sowohl Vater als auch Tochter, das längst für die reale Lebenswelt unbedeutende Verhältnis weiter am Leben zu halten: Die Tochter, die sich, das kann Elisabeth nicht abgesprochen werden, zwar ehrlich über die Geste, aber nicht über den materiellen Zugewinn freut, gibt vor, das Geld des Vaters notwendig gebrauchen zu können. Der Grund dafür liegt im unbewussten Wunsch, sich dem Schutz und der Geborgenheit durch den Vater hinzugeben und sich so ein Stück Kindheit zu bewahren. Außerdem erfüllt sie so ihre Rolle als Tochter, die sie mit der Rückkehr an den Schauplatz ihrer Kindheit wieder eingenommen zu haben glaubt. Damit wird eine konkrete Auseinandersetzung mit der Gegenwart, der Realität, allerdings unmöglich. Die Strukturdominante des Archetypus Vater kann also nicht durchbrochen werden, weder vom Vater selbst noch von der Tochter.

Zu unterscheiden sind hier also die bewusste und die unbewusste Ebene: Während in ersterer durchaus klar ist, dass sich das Verhältnis zwischen Vater und Tochter grundlegend gewandelt hat, „hinkt“ letztere doch deutlich hinterher:

Heimat in „Drei Wege zum See“ beschreibt das historische Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie. Sie ist nicht zurückzugewinnen.²⁴⁴

Während Bannasch hier die rein topographisch-historische Ebene analysiert, kann dabei als Zusatz festgestellt werden, dass die Heimat im Sinne des Zurückkehrens zum Vater als schutzbedürftiges Kind ebenfalls nicht zurückzugewinnen ist. Wie sehr sich auch beide bemühen, das althergebrachte Verhältnis aufrecht zu erhalten, so sehr muss dieses Begehren scheitern, da sich beide naturgemäß „auseinander gelebt“ haben.

Elisabeths soziale Mobilität zeigt sich darin, daß sie inzwischen einer anderen Bildungs- und Gesellschaftsschicht angehört als ihr Vater, weshalb ihnen die gemeinsame Denk- und Sprechweise als Basis für eine intimere Verständigung abhanden gekommen ist. Als rechtschaffener und biedersinniger, aber zugleich etwas rückständiger und schlichter Alt-Österreicher steht Herr Matri dem Kosmopolitismus seiner Tochter, die sich als »Exilierte« [...] versteht, mit hilflosem Unverständnis gegenüber.²⁴⁵

Deutlich zeigt sich dies, als die beiden schwimmen gehen und Elisabeth ihrem Vater „I love you“²⁴⁶ zuruft: Der Vater ist weder fähig, seine Tochter akustisch zu verstehen, was sein fortgeschrittenes Alter darstellt, noch kann er die Sprache verstehen, in der seine Tochter mit ihm zu kommunizieren versucht. Die englische Sprache als Metapher für die moderne Welt, in der der Vater keinen Platz mehr findet, steht hier plötzlich an zentraler Stelle. Es bleibt allerdings die Frage, warum sich Elisabeth dazu entschließt, diese wichtige Botschaft, die ein Kind dem Elternteil mitteilen möchte, in einer Sprache zu übermitteln, von der sie weiß, dass der Vater sie nicht verstehen würde. Die Antwort scheint einfach: Elisabeth möchte zeigen, dass sie sich vom Vater gelöst hat und dadurch eine Bewusstseinsdifferenzierung stattgefunden hat:

Die legitime Lösung [vom Vater, Anm.] besteht in einer bewußten Unterscheidung vom Vater und dem von ihm repräsentierten Habitus. Dazu ist ein gewisses Maß an Erkenntnis der eigenen Individualität erforderlich, zu welcher man ohne moralische Entscheidung nicht gelangen und welche man ohne ein gewisses Verständnis des Sinnes nicht festhalten kann.²⁴⁷

²⁴⁴ Bannasch: Von vorletzten Dingen, S. 125.

²⁴⁵ Schneider, Jost: Drei Wege zum See. In: Albrecht, Götsche: Bachmann Handbuch S. 166-168, S. 167.

²⁴⁶ Drei Wege zum See, S. 445.

²⁴⁷ Jung, Carl Gustav: Zur Psychologie östlicher und westlicher Religion. Olten: Walter 1988 (Gesammelte Werke 11. Hg. v. Marianne Niehus-Jung). § 270f.

Elisabeth Matrei hat sich also eindeutig von ihrem Vater losgelöst, und zwar in der Weise, als sie nicht mehr Teil seiner Gedanken- und Lebenswelt sein kann. Dass diese Loslösung allerdings nicht nur positive Aspekte haben kann, wurde bereits weiter oben gezeigt: Die Kommunikation zwischen den beiden ist gestört, und obwohl sich sowohl Vater als auch Tochter insgeheim zu wünschen scheinen, eine engere Beziehung führen zu können, ist dies nicht mehr möglich.

Während die Identifikation mit dem Vater die persönliche Individuation meistens beeinträchtigt und behindert, führt die Loslösung vom Vater zu einer Verselbständigung des Sohnes und der Tochter. Mit zunehmender Bewusstseinsweiterung und der Selbsterkenntnis im Verlaufe des Lebens verliert das [Vaterbild] seine magische Macht und tritt in den Hintergrund.²⁴⁸

Die also nach Jung grundsätzlich positive Loslösung von der realen Vaterfigur wird in *Drei Wege zum See* interessanterweise zu einer von Melancholie getragenen Situation, in der die plötzlich wieder benötigten Aspekte eines Vaterarchetypus unauffindbar werden bzw. unwiederbringlich verloren sind.

²⁴⁸ Hark (Hg.): Lexikon Jungscher Grundbegriffe, S. 192.

VII. ICH HABE MEINEN VATER GESEHEN – DAS BUCH FRANZA

Postum 1979 als ‚Der Fall Franza‘ erstmals veröffentlicht, sollte der Text ursprünglich den Titel *Todesarten* tragen, den Ingeborg Bachmann aber später als Titel für einen geplanten Romanzyklus auswählte. Am Anfang dieses Zyklus, der auch den Roman *Malina* enthalten hätte sollen beziehungsweise enthält, steht *Das Buch Franza*. Die Vorrede zum Text macht es dem Leser leicht, die reale Handlungsebene des Textes zu erfassen.²⁴⁹

Ein junger Geologe namens Martin Ranner, der in Wien lebt, trifft seine schwer kranke Schwester Franza (Franziska). Diese lebt von ihrem Mann, einem berühmten Wiener Psychiater namens Leo(pold) Jordan, getrennt und hat sich in ihre Heimat, das fiktive Kärntner Dorf Galicien, zurückgezogen, wo sie von Martin aufgefunden wird. Auf ihre Bitte hin nimmt er sie mit auf eine Reise nach Ägypten, wo sie schlussendlich von ihrem Mann respektive den Männern im Allgemeinen zugrundegerichtet an den Folgen dieser gewalttätigen Behandlung stirbt. Wichtig dabei ist die Erkenntnis, dass Franza offensichtlich Opfer eines Verbrechens wird: Sie wird von ihrem Mann ermordet, und zwar direkt im psychischen und in der Folge indirekt auch im physischen Sinn:

Das ist ein Buch über Verbrechen. Es ist mir [...] oft durch den Kopf gegangen, wohin der [sic!] Virus Verbrechen gegangen ist – er kann doch nicht vor zwanzig Jahren plötzlich aus unserer Welt verschwunden sein, bloß weil hier Mord nicht mehr ausgezeichnet, verlangt, mit Orden bedacht und unterstützt wird. Die Massaker sind zwar vorbei, die Mörder noch unter uns [...]. [...] [Das Buch] versucht, mit etwas bekanntzumachen, [...] was nicht aus der Welt verschwunden ist. Denn es ist heute nur unendlich viel schwerer, Verbrechen zu begehen, und daher sind diese Verbrechen so sublim, daß wir sie kaum wahrnehmen und begreifen können [...].²⁵⁰

Bachmann will also zeigen, dass Gewalt und Verbrechen mit dem Ende des Nationalsozialismus nicht einfach zu existieren aufgehört haben, sondern sich lediglich in ihrer Erscheinungsform verändert haben. Dies sollte sich durch die

²⁴⁹ Vgl. Bachmann, Ingeborg: *Das Buch Franza*. München, Zürich: Piper 1995 („Todesartenprojekt“ Bd. 2). S. 16. (Textstufe II)

²⁵⁰ *Das Buch Franza*, S. 77. Vorrede aus Textstufe III. [Anm.: Die verschiedenen Entwürfe für Vorreden zeigen deutlich, dass I. Bachmann zum Zeitpunkt der Lesungen sich zwar über den groben, oberflächlichen Inhalt im Klaren war, sich aber dennoch unsicher fühlte, das unvollendete Werk einem Publikum zu präsentieren.]

gesamte Todesartenreihe ziehen, wie sie bereits 1967 in ihren Lesungsvorlagen notiert:

Todesarten, das ist für mich, soweit ich den eigenen Plan absehen kann, ein Kompendium der Verbrechen, die in dieser Zeit begangen werden. Dennoch ist kaum von diesen die Rede, sondern von denen der höchsten Zivilisation und nicht denen der Barbarei, die [...] heimlich, straflos und täglich begangen werden.²⁵¹

Im April 1964 unternimmt Ingeborg Bachmann mit dem Wiener Schriftsteller Adolf Opel eine Reise nach Ägypten, woher sie höchstwahrscheinlich ihre Beschreibungen, Eindrücke und Bilder des nordafrikanischen Staates hat. Doch auch viele persönliche Erlebnisse lässt sie in das Romanfragment einfließen:

In den ersten Textfragmenten [...] verlegt sie sowohl das Rauscherlebnis mit den Haschischzigaretten in Kairo als auch die Athener Orgie zu viert nach Wadi Halfa und verknüpft beides miteinander.²⁵²

Der heute nicht mehr existierende Ort Wadi Halfa, der kurz nachdem Bachmann und Opel ihn besucht hatten, vom Nil überschwemmt wurde, wird also zu einem zentralen Schauplatz der Ägyptenreise des Geschwisterpaares Ranner, die in diesem Ort etwas erleben, was Opel in seinem Reisetagebuch so beschreibt:

Und hier, an diesem Ort [...] lernen wir nicht nur das Wiedererwachen der Lebensbedürfnisse richtig kennen, sondern auch die wortlose Selbstverständlichkeit des Teilens, die wir bei ganz einfachen, armen und uns wildfremden Menschen erleben, mit denen es nicht einmal eine gemeinsame Sprache gibt. [...] Dieses gemeinschaftliche Essen, durch keine Gaumenfreude vorher oder nachher je zu übertreffen, hatte aus einem Teller gekochter Bohnen für alle – mit den Fingern zu essen – und einem kleinen Stück Brot für jeden bestanden.²⁵³

1. Figurenkonstellationen oder: Wer ist der Vater?

Der Aufbau des Romans **Malina** gleicht stark dem des Romanfragments **Der Fall Franza** [sic!]. In beiden finden sich drei Kapitel, die strukturelle Verwandtschaft aufweisen.²⁵⁴

²⁵¹Ebda. S. 359. (Textstufe V)

²⁵² Opel, Adolf: Ingeborg Bachmann in Ägypten. „Landschaft, für die die Augen gemacht sind“. Fotografiert v. Kurt-Michael Westermann. Wien: Deuticke 1996. S. 179.

²⁵³ Ebda. S. 177 & S. 179.

²⁵⁴ Zeller, Eva Christina: Ingeborg Bachmann: Der Fall Franza. Frankfurt/Main u.a.: 1988. (Europäische Hochschulschriften 1030). S. 16.

Die von Eva Christina Zeller angesprochene strukturelle Ähnlichkeit lässt sich diskutieren, da *Das Buch Franza*, wie es seit einigen Jahren genannt wird, ein Roman**fragment** ist und bleiben wird. Trotz des Arguments, das dritte Kapitel habe ein schlüssiges Ende, das dafür spricht, dass es sich bei diesem um das letzte des Texts handelt, darf nicht vergessen werden, dass der Roman von Ingeborg Bachmann selbst nie zur Veröffentlichung freigegeben worden ist und daher nur bedingt als in sich geschlossener Text betrachtet werden darf.

Unbestreitbar ist allerdings, dass sich die Figurenkonstellationen in *Malina* und dem *Buch Franza* sehr ähnlich sind: Jordan, der dominante, durch seine brutale Vorgehensweise in der Beziehung aber unfassbar zerstörerische Partner Franzas entspricht Ivan, während Martin, der Bruder Franzas, eine gewisse Parallele zu Malina bildet.

Jordan und Ivan sind beide liebesunfähig. Ivan wird liebenswerter geschildert als Jordan, aber auch er weist sich durch die Dominanz seiner Weltsicht aus.²⁵⁵

Auch Martin ist in gewissem Sinne eine überlegene Figur, beide [Malina und er, Anm.] überleben sie, beide sind oder werden Historiker, beide sind Realisten, lebensstüchtig und oberflächlich.²⁵⁶

Der Generalisierung, dass Malina genauso oberflächlich sei wie Martin, kann hier nicht zugestimmt werden. Malina erscheint weiser und abgeklärter als Martin, der die Rolle des wahrhaft kleineren Bruders nie ganz ablegen kann – die ständige Hilflosigkeit ist eklatant: „Martin meinte, das könne nicht wahr sein[...].“²⁵⁷ Augenscheinlich ist auch die Ähnlichkeit der zweiten, „mittleren“ Kapitel der beiden Romane. In beiden wird die jeweilige weibliche Hauptperson von Alpträumen heimgesucht – ist es in *Malina* noch der namenlose Vater, so tritt im *Buch Franza* auch Jordan als bedrohlicher Zerstörer auf. Der Traum von der tödlichen Gaskammer, aus der es kein Entrinnen gibt, findet sich auch hier:

Er [Jordan, Anm.] geht zu einer Wand und löst einen Schlauch und löst den nächsten und Gas strömt ein durch die erste Öffnung, und Jordan macht schon neue auf und des strömt das Gas ein, da bin ich aufgewacht, und es ist dort keine andere Welt [...].²⁵⁸

²⁵⁵ Ebda. S. 17.

²⁵⁶ Ebda.

²⁵⁷ Das Buch Franza, S. 326.

²⁵⁸ Ebda. S. 228f.

Obwohl auch ein Vater (wieder ohne Namen) erwähnt wird, so ist doch klar, dass in diesem Romanfragment der Psychiater Leopold Jordan als Vaterpersönlichkeit auftritt.

Jordan packte das Glas, das Martin auf die Konsole gestellt hatte, und warf es nach Franziska. [...] Die Dame schweigt und sammelt mit Duldermiene die Scherben ein.²⁵⁹

Ähnlich dem Vater in *Malina* stellt Jordan eine bedrohliche Figur für Franza dar, mit dem Unterschied, dass der Psychiater in der Romanwelt real existiert.

Der echte (in diesem Zusammenhang biologische Vater) ist nicht mehr da, er ist verschollen in El Alamein, die Mutter stirbt gegen Kriegsende, Franza wird bei den Großeltern zurück gelassen. Es liegt also nahe, dass

[...] Franza Schutz suchte, und er [Martin Ranner, Anm.] konnte sich das nicht vorstellen, weil sie immer sein Schutz gewesen war, daß sie auf der Suche war und etwas suchte, was er nicht war, und daß sie einen Vater geheiratet hatte, so nannte er es auf den kürzesten Nenner gebracht und dann noch Vater-Imago, mit der ersten Vorlesungsweisheit.²⁶⁰

Es ist hier also nicht nur die Literaturwissenschaft auf der Suche nach einer Vaterfigur, nein, auch Franza selbst versucht, die früh abhanden gekommenen Eltern (und besonders den Vater) zu ersetzen. Besonders sticht bei oben zitierter Textstelle ins Auge, dass der Bruder Martin diese Funktion niemals ausfüllen kann, weil er selbst ein Schutz Suchender ist. Es fällt auf, dass die **Tochter** Franza auf der Suche nach dem **männlichen** Elternteil ist, während der **Sohn** Martin offensichtlich **weiblichen** Ersatz sucht. Die antithetische Gegenüberstellung vereint sich insofern zu einem Ganzen, als die beiden Geschwister jeweils das gegengeschlechtliche Elternteil suchen, sich insofern also ergänzen. Dass der Versuch allerdings von beiden Seiten scheitern muss, ist im Laufe des Romanfragments deutlich zu erkennen. Auffällig ist dabei lediglich, dass Franza an ihrer Suche physisch und psychisch zu Grunde geht, während Martin mehr oder weniger mit dem Verlust leben lernt. Auch so zeichnet Bachmann das Bild einer Gesellschaft, in der Männer ständig Stärke beweisen müssen und Frauen gerade von dieser Stärke nicht geschützt, sondern vernichtet werden. Indem Martin nämlich erkennt, dass Jordan seine Schwester zu Grunde richtet, dagegen aber nichts Wirksames unternimmt bzw. unternehmen kann, offenbart sich der Egoismus und die nach innen gekehrte Stärke

²⁵⁹ Ebda. S. 222.

²⁶⁰ Ebda. S. 154.

des Männlichen. Die nach außen gekehrte Stärke ist nur bei Jordan erkennbar: durch Gewalt.

2. Leopold Jordan – Vernichtende Vaterfigur

In ihm schwieg alles, wenn er bei mir war, die Güte, die er ausströmte, er hörte die Stimmen nicht mehr, die er außerhalb des Hauses hörte, das Gesetz, unter dem er handelte, fiel zusammen. Zuhause war die Gesetzlosigkeit, der Fanatismus, an dem er vielleicht sich selbst verwundete, das Dreinschlagen, das Vernichtenwollen, Vernichtenmüssen eines anderen. Er mochte die Frauen nicht, und er mußte immer eine Frau haben, um sich den Gegenstand seines Hasses zu verschaffen.²⁶¹

Leopold Jordan ist ein berühmter Wiener Psychiater, ein Professor, eine Kapazität auf seinem Gebiet. Er ist derjenige, der Maßstäbe setzt. Franziska Ranner ist seine dritte Frau, und zu dem Zeitpunkt, als die Geschichte einsetzt, ist die Scheidung bereits eingereicht. Mit unglaublicher psychischer Brutalität setzt er seiner Frau solange zu, bis sie die Misshandlungen nicht länger ertragen kann und den Mut findet, ihren Bruder Martin um Hilfe zu bitten. Dieser Hilfeschrei in Form eines Telegramms steht am Beginn des Romans:

Der Professor, das Fossil, hatte ihm die Schwester zugrunde gerichtet. Zu dieser Vermutung war er schon gekommen, und auf der Fahrt nach Wien [...] meinte er, Franzas Mitteilung verstanden zu haben [...]. Vor dem Tunnel, eh er die Königskartuschen einerseits [...] und ein Telegramm der österreichischen Bundespost andererseits zu studieren aufhören mußte, hatte er die Gewißheit.²⁶²

Im weiteren Verlauf der Handlung lernt der Leser die näheren Umstände der für Franza letalen Ehe kennen. Jene Franziska Jordan/Ranner, die der Bruder völlig verstört in Galicien auffindet, leidet unter den Symptomen des sog. Postkolonialismus:

Ich – sie kam wieder nicht weiter, und sie weinte nicht nur, es war noch etwas andres [sic!], das von dem Weinen nur die Tränen hatte, sie zitterte und ihr Körper tat etwas mit ihr, was er [Martin] nicht niederhalten konnte mit den Armen, [...] sie schlotterte und wollte ihn wegstoßen und krampfte sich dann wieder an ihn [...].²⁶³

²⁶¹Ebda. S. 217.

²⁶²Ebda. S. 131.

²⁶³Ebda. S. 155.

Sie wurde von Leopold Jordan in einer für sie unerträglichen Weise kolonisiert – am Ende dieses Prozesses steht für Franza der Tod, da für sie nur die vollständige Negation der herrschenden Verhältnisse bleibt und sie nicht wie die weibliche Ich-Erzählerin in *Malina* ihre Identität auslöscht und so überleben kann. Hier zeigt sich wieder die Parallele zu den verschiedenen kolonisierten Urvölkern: Jene Native Americans, die ihre Traditionen und Gebräuche aufgegeben haben und damit also ihre Identität, haben überlebt – Völker wie die Inka oder Maya, die bis zu letzt gegen die (spanischen) Eroberer Widerstand geleistet hatten, sind untergegangen und vernichtet worden.

Franza lernt Jordan bei einer Abendgesellschaft, zu der sie ihr damaliger Freund mitnimmt, kennen und auch lieben. Doch schnell verwandelt sich die Beziehung in eine fatale Angelegenheit: „Jordan packte das Glas, das Martin auf die Konsole gestellt hatte, und warf es nach Franziska.“²⁶⁴. Der Arzt hat sich offensichtlich zum Ziel gesetzt, Franza nach und nach zu ruinieren.

Jordan macht sein Fachgebiet, die Psychiatrie, zu einer Waffe, mit der er seine Frau nach und nach vernichtet. Franza erinnert sich:

Ich bin ein einziger Spätschaden, keine Erinnerungsplatte, die ich auflege, die nicht mit einem schrecklich Nadelgekratze losginge, kein Sommertag, auf den nicht ein Giftsprühregen niederginge, keine Nacht, von der ich nicht zwanghaft denke, er hat sich seine Notiz gemacht, keine Vergeßlichkeit, die nicht in Fehlleistung und Bedeutungswahn begraben worden wäre. Ich war doch nicht krank, ich bin doch nicht als Patient zu ihm gekommen, das hätte ihn gerechtfertigt. Ich bin zu ihm gegangen, habe mich ihm anvertraut [...].²⁶⁵

An dieser Textstelle lassen sich einige Merkmale der Kolonisation Franzas durch Jordan feststellen: Im historischen Vergleich repräsentiert Franza ein – aus der Sicht der Kolonisierer – primitives Volk, das unzureichend ausgerüstet ist, um ein komfortables Leben zu führen. Bei den indigenen Völkern, die von den Europäern kolonisiert wurden, wurde dies vor allem auf materielle Dinge bezogen: Die besser ausgerüsteten Eroberer hielten die Ureinwohner für zivilisatorisch zurückgeblieben, da sie nicht über gleiche oder ähnliche Gegenstände für den Alltagsgebrauch verfügten wie die Europäer. Als die Europäer erstmals fremdes Land betraten, haben sich die Ureinwohner ihnen ebenfalls anvertraut – und sind bitter enttäuscht worden.

²⁶⁴ Ebda. S. 222.

²⁶⁵ Ebda. S. 216.

Viele ursprünglichen Bewohner Amerikas zum Beispiel sind entweder vollständig ausgerottet oder leben in primitiven Verhältnissen und haben ihre Identität längst verloren. Ganz ähnlich ergeht es Franza mit ihrem Ehemann Jordan: Durch seine ständige Kritik beziehungsweise sein andauerndes Analysieren angeblicher Fehlleistungen redet er seiner Frau langsam ein, nicht ‚normal‘ zu sein und zerstört so sukzessive das Selbstbewusstsein, die Selbstachtung und schließlich auch den Lebenswillen Franzas: „Ich will nicht mehr leben, ich kann wirklich nicht mehr.“²⁶⁶

Wie alle von der Kolonisation betroffenen Völker leidet auch Franza unter den Folgen dieses Eingriffs – die Symptome der Postkolonialisierung zerstören langsam aber sicher ihre Psyche und auch ihren Körper.

Er hat mir meine Güter genommen. Mein Lachen, meine Zärtlichkeit, mein Freuenkönnen, mein Mitleiden, Helfenkönnen, meine Animalität, mein Strahlen, er hat jedes einzelne Aufkommen von all dem ausgetreten, bis es nicht mehr aufgekommen ist.²⁶⁷

Franza erkennt also ihre katastrophale Situation und versucht, dieser „Deformierung“²⁶⁸ ihres Ichs zu entgehen, indem sie mit ihrem Bruder Martin eine Reise nach Ägypten unternimmt. Diese Reise bringt aber keineswegs die erhoffte Erlösung, sondern genau das Gegenteil: Es kommt zu einer Reise durch die Krankheit²⁶⁹, an deren Ende der Tod steht. Bis zum Schluss wird ihr immer mehr bewusst, dass sie von ihrem ehemaligen Ehemann zerstört wurde. Das Warum allerdings kann sie nicht herausfinden. Franza vergleicht sich selbst mit dem von den Europäern bzw. Portugiesen kolonisierten Volk der Papua:

Aber warum tut das jemand, das versteh ich nicht, aber es ist ja auch nicht zu verstehen, warum die Weißen den Schwarzen die Güter genommen haben, nicht nur die Diamanten und die Nüsse, [...] sondern den Frieden, in dem die Güter wachsen, und die Gesundheit, ohne die man nicht leben kann [...]. [...] ich bin eine Papua.²⁷⁰

Ingeborg Bachmann schreibt in ihrer Vorrede zum *Buch Franza*:

Denn es ist heute nur unendlich viel schwieriger, Verbrechen zu begehen, und diese Verbrechen sind so sublim, daß wir sie nicht zu sehen und zu begreifen mögen, obwohl

²⁶⁶ Ebda. S. 213.

²⁶⁷ Ebda. S. 231.

²⁶⁸ Kindlers neues Literaturlexikon. Hsg. v. Walter Jens. Studienausgabe. Band 2. München: Kindler 1996. S. 30.

²⁶⁹ Vgl. Das Buch Franza, S. 360. (Lesungsvorlage 1967)

²⁷⁰ Ebda. S. 231f.

sie täglich in unsrer Umgebung, in Ihrer Nachbarschaft, und also unter unseren Augen stattfinden.²⁷¹

Und dazu Sabine Grimkowski:

Wenn Franza von Ingeborg Bachmann auf die Opferseite gestellt wird, ist ihr Ehemann Jordan als Repräsentant der Täterseite anzusehen.²⁷²

Die in Kärnten aufgewachsene Franziska Ranner studiert in Wien Medizin und heiratet den angesehenen Psychiater Leopold Jordan, von dem sie systematisch zerstört wird. Sich der subtilen Mittel eines faschistischen Patriarchats bedienend, verkörpert Jordan ebenso wie die Traumfigur des Vaters in *Malina* das Böse, der in Franza nichts anderes als einen seiner „Fälle“ sieht (vgl. auch den von früheren Herausgebern in Erwägung gezogenen Titel *Der Fall Franza*²⁷³).

Bei einer der Explorationen, die Jordan mir ihr anstellte, fiel ihr die Frühlingsgeschichte ein [...], da kam im eifrig gehorsamen Beschreiben ein Wort zurück und sie sagte laut, was sie damals nur gedacht hatte. Das waren englische Küsse. Jordan, der ohne Interpretation keinen Satz durchgehen ließ, unterbrach sie, [...] englische Küsse, das ist eine Fehlleistung, denn du wirst gemeint haben angelische, und sie sagte heftig, nein, aber nein, und er sagte, unterbrich mich bitte nicht immer [...].²⁷⁴

Schon diese scheinbar harmlose Stelle zeigt deutlich, dass Franza nicht einmal die Autorität ihrer eigenen Erinnerungen sein darf. Jordan, in seiner Machtposition als Arzt, bevormundet und verbessert Franza, weiß besser, was sie erlebt hat bzw. erlebt haben könnte. Auch das „eifrig gehorsame“, also unterwürfige Verhalten Franzas deutet schon auf ungleich verteilte Macht- und Autoritätspositionen hin, die im Laufe der Geschichte noch weiter auseinander driften.

Interessanter Weise passiert die Machtausübung Jordans auf Franza auf einer Ebene, die nicht strafrechtlich verfolgt werden kann.

Es geschieht in zwischenmenschlichen Beziehungen, deren Täter-Opfer-Struktur der faschistischen Gewaltstruktur analog ist. Weil der private Faschismus nicht so offensichtlich, sondern subtiler existiert als der politische, kann er diese Beziehungen gleichsam schleichend unterwandern.²⁷⁵

Jordan erreicht seine Autorität innerhalb der Beziehung zu Franza also nicht (nur) durch physische Gewaltausübung. Auch seine Position als Arzt, als „Weißer“ im

²⁷¹ Ebda. S. 77f. (Textstufe IV)

²⁷² Grimkowski: Das zerstörte Ich, S. 61.

²⁷³ Vgl. Textkritischer Kommentar. In: Das Buch Franza, S. 393.

²⁷⁴ Das Buch Franza, S. 186f.

²⁷⁵ Kanz: Angst und Geschlechterdifferenzen, S. 153.

doppelten Wortsinn (als Mann weißer Hautfarbe, die die Kolonialmacht repräsentiert und also die scheinbar überlegene Menschenrasse und als „Gott in weiß“) verleiht ihm Überlegenheit gegenüber seiner Patientin Franza, die ihm und seinen Interpretationen hilflos ausgeliefert ist. Franza sehnt sich geradezu nach einer starken Vaterfigur:

Ich hatte keinen Namen und ein unbeendetes Studium, so was stiftet Verwirrung, man nennt es Liebe, er hatte Appetit auf eine junge Frau, und ich hatte eine uneingestandene Begier nach einem guten starken festen haltgebenden Etwas, ich habe meinen Vater nie vergessen, den ich nie gesehen habe, darum ihn nie vergessen, und er sah so aus, wie ich ihn mir vorstellte.²⁷⁶

Der biologische Vater Franzas ist verschollen, doch weiß man, dass er zwei Warzen im Gesicht hatte²⁷⁷. Auch Leopold Jordan hat zwei Warzen im Gesicht, was ihn auch auf einer offensichtlichen Ebene zur (Ersatz-)Vaterfigur macht.

Auffällig ist, dass sich in Franza trotz ihrer durch die Vatersuche und den Tod der Mutter begründeten Unsicherheit ein gewisses Misstrauen Jordan gegenüber regt, das aber schlussendlich der vermeintlichen Liebe unterliegt. Der innere Widerstand, der langsam, aber sicher gebrochen wird, kann auf Grund der faschistoiden Brutalität Jordans nicht aufrechterhalten werden.

Da warnt dich etwas, und schon hörst du nicht zu, schiebst ein Gefühl, das du nachher für dein erstes aus gibst, vor ein wirklich erstes. Gewarnt bist du.²⁷⁸

Martin Wiedermann beschreibt auch äußere Umstände, die eigentlich schicksalhaft darauf hinweisen, dass sich Franza lieber nicht mit Jordan einlassen sollte:

[Es geht um den Abend, als Franza Jordan kennen lernt, Anm.] Zuerst will Franza gar nicht auf die Veranstaltung gehen, zu der sie mit Ödön Csobadi geladen ist. Dann findet sie keine passenden Strümpfe. Hierauf ruft Martin an, um sich von ihr Geld zu borgen, was sie – insgeheim hoffend, daß er die Dringlichkeit der Bitte unterstreichen möge und ihr damit das Weggehen unmöglich mache – mit der Begründung der wahrzunehmenden Verpflichtung ausschlägt.²⁷⁹

Schon das erste Zusammentreffen mit Jordan macht deutlich, wes Geistes Kind dieser ist. Er wirft ihr vor, einen roten Mantel zu tragen²⁸⁰, aber seine fachliche Kompetenz (Pulsfühlen) und seine körperliche Ähnlichkeit zum nie gesehenen Vater

²⁷⁶ Das Buch Franza, S. 50. (Textstufe II)

²⁷⁷ Vgl. Ebda. S. 153f. (Hauptfassung)

²⁷⁸ Ebda. S. 154.

²⁷⁹ Wiedermann: „Das Buch Franza“ und „Medea.Stimmen“, S. 66.

²⁸⁰ Das Buch Franza, S. 241f.

(die zwei bereits erwähnten Warzen) beeindrucken die junge Medizinstudentin Franza. Bald darauf heiratet sie den Psychiater, der seine junge Untergebene, anders kann es gar nicht formuliert werden, mit Ratschlägen zu ihrem Auftreten („Wie du aussiehst, fahr dir doch nicht mit den Fingern dauernd durchs Haar, halt dich etwas besser, oder hältst du Krummgehen für attraktiv.“²⁸¹) und Förderung von Minderwertigkeitskomplexen langsam, aber sicher zermürbt. Doch nicht nur die psychische, auch die physische Gewalt spielt eine große Rolle bei der Zerstörung der Persönlichkeit Franzas: Sie wird von Jordan gewürgt, vergewaltigt und abhängig gemacht von Medikamenten, die Jordan nicht einmal seinen Patienten verschreiben würde. Symbolisch für den Auslöschungsversuch ist die Nichterwähnung von Franzas Namen in den Dankesworten zu einem Buch Jordans:

[...] und da sah ich, daß bei dem Dank an die Mitarbeiter, an Riedel und Prohaska und Emmi mein Name fehlte, es war nicht eigentlich das Fehlen des Namens, das ich bedauerte, nein, es war ein Signal für etwas anderes. Er wollte mich auslöschen, mein Name sollte verschwinden, damit ich danach wirklich verschwunden sein konnte.²⁸²

In Ägypten wird dann diese Auslöschung durch die patriarchal-faschistisch geprägte Gesellschaft, die dann nicht mehr bloß von Jordan, sondern von den „Weißen“ im Allgemeinen repräsentiert wird, endgültig.

Auffällig ist auch die Weise, in der Franzas Bruder Martin von Jordan spricht: Er nennt diesen kaum beim Namen, sondern tituliert diesen lediglich mit offensichtlich ironisierenden Namen wie „Kapazität“, „Seelenhirte“, „Ehren- und Ordenssklave“ oder „der Psychotherapeut in der Verantwortung“. All diese Benennungen sind freilich nicht ernst gemeint, sondern sollen unterstreichen, dass Martin dem Psychiater eine gewisse Menschenqualität abspricht – er erhebt (bzw. erniedrigt) ihn zu einer Rolle, einer Figur, einer Instanz. In der Folge führt dies zu einer Distanz zwischen den beiden Männern, die so unterschiedlich für Franza fühlen²⁸³. Besonders sticht in diesem Zusammenhang die Bezeichnung „Fossil“ hervor: Mehr als alle anderen Namen unterstreicht dieser gleichzeitig etwas Althergebrachtes, einen Überrest aus einer längst vergangenen Zeit, eine Versteinerung einer ausgestorbenen Spezies: Die radikale Abrechnung Martins mit dem Verhalten des Doktor Jordan drückt sich in diesem einen Wort aus. Die eigentlich überholte Idee des Patriarchats, der

²⁸¹ Ebda. S. 210.

²⁸² Ebda. S. 208f.

²⁸³ Vgl. Zeller: Der Fall Franza, S. 43.

Versklavung und Unterdrückung der Frau, nimmt noch einmal Gestalt an in der Figur des Arztes, des weißen Kolonialherren.

Es darf auch nicht vergessen werden, dass für Jordan die „Liebes“beziehung zu einer Frau nicht von großer Bedeutung sein kann:

Für Jordan sind die Frauen austauschbar. Franza ist bereits die dritte Frau Jordan [...]. Menschen sind für ihn immer nur Mittel zum Zweck.²⁸⁴

Franzas Zerstörung ist schon dadurch determiniert, daß Retter und Mörder für sie in einer Figur – in der des Vaters – zusammenfließen. Personifiziert wird diese unmögliche Konstellation durch ihren Ehemann, den anerkannten Psychoanalytiker Leo Jordan, und durch den ehemaligen KZ-Arzt Dr. Körner. Beide sind durch ihren Beruf verpflichtet, Menschenleben zu retten, beide entpuppen sich als Handlanger des Todes [...].²⁸⁵

3. *Martin – Gegenentwurf zur Vaterfigur*

Wie bereits in der Einleitung zu diesem Kapitel beschrieben, kann Martin Ranner keinesfalls als Vaterfigur angesehen werden; weder in positiver noch in negativer Hinsicht. Zwar ist es so, dass Martin erkennt, welchen schlechten Einfluss Jordan auf seine Schwester hat („Der Professor, das Fossil, hatte ihm die Schwester zugrunde gerichtet“²⁸⁶), aber er ist ohnmächtig, seine Schwester zu beschützen oder gar zu retten. Man kann dem Bruder weder böse Absicht noch Ignoranz unterstellen – er wäre grundsätzlich zur Hilfe bereit, doch im Endeffekt siegt die Hilflosigkeit (Martin) gegenüber der Hilflosen (Franza):

Er **versuchte** [Hervorhebung F. Moser, Anm.], sie in den Arm zu nehmen. [...] Martin brachte noch immer kein Wort heraus, weil er jetzt ihr Gesicht doch gesehen hatte, das sie gegen seinen Mantel drückte. Er hoffte, sie habe nichts in seinem Gesicht bemerkt und auch nicht, daß er noch nichts gesagt hatte. [...] sie zitterte und ihr Körper tat etwas mit ihr, was er nicht niederhalten konnte mit den Armen, in einer Konvulsion, in immer stärkeren Zuckungen, sie schlotterte und wollte ihn wegstoßen und krampfte sich dann wieder an ihn, und er sagte immerzu, aber Franza, Franza, er konnte nur immer wieder

²⁸⁴ Gürtler, Christa: „Der Fall Franza“: Eine Reise durch eine Krankheit und ein Buch über ein Verbrechen. In: Höller, Hans (Hg.): Der dunkle Schatten, dem ich schon seit Anfang folge. Ingeborg Bachmann – Vorschläge zu einer neuen Lektüre des Werks. Mit der Erstveröffentlichung des Erzählfragments GIER. Aus dem literarischen Nachlaß herausgegeben von Robert Pichl. Wien, München: Löcker 1982. S. 71 – 84. S. 85.

²⁸⁵ Morrien, Rita: Weibliches Textbegehren bei Ingeborg Bachmann, Marlen Haushofer und Unica Zürn. Würzburg: Königshausen & Neumann 1996. S. 88.

²⁸⁶ Das Buch Franza, S. 131. (Hauptfassung)

ihren Namen sagen und sie halten, [...] und [er] achtete nicht auf sie, sondern dachte nur noch, daß das eine ganz unmögliche Situation war, [...] und kilometerweit kein Arzt und kein Telefon [...].²⁸⁷

Diese Beschreibung des Wiedersehens macht deutlich, welche Unterstützung von Martin zu erwarten ist: Zwar sorgt er sich um seine Schwester, ist aber ungeachtet der Tatsache, dass diese im Moment ein offensichtlich existentielles Problem hat, nicht bereit, eine offensichtlich gesellschaftlich unangenehme Situation in Kauf zu nehmen. Er weiß auch nicht, was er sagen soll – Sprachlosigkeit ist ein Merkmal der schwachen Figuren bei Ingeborg Bachmann. Der Grund für diese Hilflosigkeit ist schnell gefunden: Franza ist die um fünf Jahre Ältere, sie war diejenige, die ihrem kleinen Bruder die verschiedensten Dinge lehrte (wie zum Beispiel das Maiskolbenbraten oder das Ausschneiden der Kürbisse)²⁸⁸, sie war diejenige, die er liebevoll „Gitsche“²⁸⁹ nannte, und sie war diejenige, zu der er aufschaute. Auch ist es Franza, die Martin aus der Gail rettet²⁹⁰, sich aber von einem anderen Mann retten lassen muss, als sie selbst in die Gail geht.

Durch die Geschwisterbeziehung wird der geschichtslose, vorpatriarchale Raum und magische Raum, in dem die Geschwister in Galicien aufwachsen, betont.²⁹¹

Der vorpatriarchale Raum, der hier beschrieben wird, beschreibt, dass die Geschwisterbeziehung eine unbelastete ist. Die Rekonstruktion des Mythos von Isis und Osiris, einem altägyptischen Geschwister- und Ehepaar verdeutlicht diese Beziehung:

Isis steht für Weiblichkeit, Mütterlichkeit, Erdverbundenheit, Naturheilkraft sowie Aberglauben und ist durch die Sonne symbolisiert. Osiris versinnbildlicht ihre nächtliche Erscheinungsform, den Mond. Der Sage zufolge bewirkte der Austausch ihrer Herzen eine Vereinigung ihrer Seelen zu einer ganzheitlichen, symbiotischen Existenz.²⁹²

Die symbiotische Existenz wird aber durch das Eindringen Jordans zerstört und kann nicht mehr richtig hergestellt werden. Martin Ranners Versuch, die Retterfunktion

²⁸⁷ Ebda. S. 155.

²⁸⁸ Vgl. Ebda. S.153.

²⁸⁹ Ebda.

²⁹⁰ was durchaus als Symbol für eine zweite Geburt gedeutet werden kann; damit wird Franza zu einer Mutterfigur für Martin

²⁹¹ Zeller: Der Fall Franza, S. 46.

²⁹² Hendrix, Heike: Ingeborg Bachmanns „Todesarten“-Zyklus. Eine Abrechnung mit der Zeit. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005 (Epistemata; Reihe Literaturwissenschaft 554). S. 59.

auszufüllen, scheitert nicht zuletzt deshalb, weil eben jene Geschwisterbeziehung ge- oder gar zerstört ist.

[Die] seelische Androgynität wird in dem überlieferten Mythos als Gegenmodell zu der Ordnung aufgezeigt, die vor der friedfertigen Herrschaft von Isis und Osiris bestand, und gilt als Überwindung des Todes.²⁹³

Da diese seelische Zweisamkeit nicht mehr gegeben ist, kann auch der Tod nicht überwunden werden. Für Martin trägt Franza die Schuld am Bruch dieser Beziehung; doch als sie Schutz suchend versucht, diese Verbindung wieder herzustellen, scheitert sie. Offensichtlich ist, dass Franza auch auf der Suche nach der beschützenden und bewahrenden, weil Leben spendenden Eigenschaft des Väterlich-Männlichen ist.

Sie versuchten, sich die Nacht zu erzählen, aber Martin verstand Franza nicht, am wenigsten das mit ihrem doppelten Körper, und sie verstand nicht, was er gehört hatte.²⁹⁴

Das Scheitern der Wiedervereinigung bewirkt also Franzas Untergang.

Obwohl dieses Kapitel den Titel „Gegenentwurf zu Jordan“ trägt, ist Martins männliche Komponente und also eine Parallele zu Jordan unübersehbar: nämlich jene der wissenschaftlichen Betätigung. Wie Leopold Jordan ist auch Martin Ranner eine Existenz, die ihr Fundament in der Rationalität und in der Analyse hat und nicht in der Emotionalität. Dies bedeutet, dass Martin seine Schwester schlussendlich „gemäß seiner rationalen Betrachtungsweise nur noch emotionslos und eindimensional wahrnehmen“²⁹⁵ kann. Das Fehlen der emotionalen Betrachtungsweise bzw. die Unfähigkeit, sich in eine Situation **einfühlen** zu können, äußert sich bei Martin zwar nicht in Gewalt, jedoch in der Unfähigkeit, seiner Schwester zur Hilfe oder gar zur Rettung zu kommen.

Um in die Jungsche Nomenklatur zurück zu kehren: Martin ist ein Repräsentant von Franzas Animus, ihre männliche Seite. Dies lässt sich auch insofern untermauern, als – wie bereits ausführlich diskutiert – beide Charaktere schwach sind und Franza nicht retten können. Also ist Martin gewissermaßen Teil von Franzas Persönlichkeit und umgekehrt:

Unter hundert Brüdern dieser eine. Und er aß ihr Herz. [...] Und sie das seine.²⁹⁶

²⁹³ Ebda. S. 69.

²⁹⁴ Das Buch Franza, S. 284f. (Hauptfassung)

²⁹⁵ Hendrix: „Todesarten“-Zyklus, S. 68.

²⁹⁶ Das Buch Franza, S. 204. (Hauptfassung)

Enigma, meine einzige Schwester, anima, meine Dorfelektra, meine Wilde von Tchinowitz und von den Blechhütten, meine Schwimmerin aus der Gail, meine anima.²⁹⁷

4. *Der Tod der Franza*

Die fatale Analyse von der Unfähigkeit des Mannes, eine Frau so zu lieben wie sie ihn liebt, macht die weibliche Figur zu einer sterblichen und zieht diese in den Abgrund. Das Bedürfnis nach reiner Liebe liefert die Frau dem Mann auf Gedeih und Verderb aus:

Ein Charakteristikum der gesamten Bachmannschen Täter-Hierarchie ist die Macht über den Tod, bzw. über das Leben der anderen, der Frau. [...] Es ist also der Wunsch zu lieben, der die Frauen in die männliche Ordnung lockt, und die falsche Vorstellung über die Liebe des Mannes. Die Liebesfähigkeit der Frau, der das Unvermögen zu lieben beim Mann gegenübersteht, zieht sich als Problemkonstante durch Bachmanns Spätwerk.²⁹⁸

Franza spürt, dass sie sich nur durch den Tod aus den Klauen Jordans befreien kann und fügt sich selbst an der Pyramide eine tödliche Verletzung zu. Damit steigert sie noch einmal die Gewalt, die ihr angetan wurde (sie stößt ihren Kopf noch einmal heftig gegen die Steinwand) und symbolisiert damit den Austritt aus einer Gesellschaft, der sie sich selbst nie zugehörig gefühlt hatte. Dabei wiederholt sich aber auch ein Muster, das bei vielen Frauen, die Opfer häuslicher Gewalt werden und wurden, auch bei der Protagonistin: Sie macht, als sie von den drei Frauen gefunden wird, einen Sturz für ihre Verletzung verantwortlich und nicht ihren Peiniger Jordan (oder sich selbst; das wäre allerdings nur in Verbindung mit der Anprangerung des Psychiaters möglich):

Sie ließ sich halb tragen, halb schleifen und versuchte, den starken Frauen zu sagen, sie sei nur gefallen [...].²⁹⁹

Hier bestätigt sich die unfassbare Übermacht des Männlichen über das Weibliche ein letztes Mal: Franza kann sich nicht einmal im Angesicht des Todes von Jordan lösen, noch immer hält er sie so fest in seinem Bann, dass sie nichts sagen kann.

²⁹⁷ Das Buch Franza, S. 7. (Textstufe I)

²⁹⁸ Zeller: Der Fall Franza, S. 77f.

²⁹⁹ Das Buch Franza, S. 323.

5. Bedeutung und Aspekte des Archetypus Vater in Das Buch Franza

Franzas Glaube an einen guten, fürsorglichen Vater ist vergleichbar mit dem naiven Kinderglauben an den „lieben Gott“. ³⁰⁰

Ähnlich der Vaterfigur in *Malina* tritt auch hier – wie bereits erwähnt – Leopold Jordan an prominenter Stelle (im mittleren der drei existierenden Kapitel) des Textes auf. Sein Charakter umfasst alle negativen Eigenschaften des Vaterarchetypus, wobei in diesem Fragment der Aspekt der Kolonialisierung, also der rassistischen Unterwerfung, noch hinzukommt. Damit unterstreicht Bachmann den faschistischen Aspekt der Unterwerfung der Frau durch den Mann.

Die scheinbar positiven Aspekte des väterlichen Archetypus – Weisheit, Ratgeber, Schutzherr, und Trostspender – werden, wie ich im vorangegangenen Kapitel zu zeigen versucht habe, drastisch ins Negative verkehrt. Trotz der brutalen Vorgangsweise Jordans muss Franza lange mit sich selbst kämpfen, um ihn verlassen zu können. In Wahrheit trifft nicht einmal diese Entscheidung sie selbst, da sie von Jordan Scheidungsplänen überhaupt erst durch Dritte erfährt. Die Abschiedsbriefe, die sie an ihn schreibt, können nicht vollendet werden, weil sie ihre Sprache und also ihre Individualität verloren hat. ³⁰¹ Dennoch ist das gesamte Romanfragment von einer verzweifelten Vatersuche geprägt, die allerdings nie von Erfolg geprägt sein kann. Das Bild eines Vaters, das Franza vor Augen hat, kann für sie nicht erfüllt werden, da ihr leiblicher (biologischer) Vater verschollen ist, Jordan die positiven Eigenschaften des Archetypus nicht erfüllt und Martin, ihr Bruder, mit dem sie eine „erotisch besetzte“ ³⁰² Gemeinschaft hat, zu schwach ist, um für sie einen Ersatz zu schaffen.

Letzte Fragen: Warum hat Jordan sich Franza ausgesucht? Franza würde verstehen, wenn er versucht hätte, mit einer anderen Frau zu experimentieren, angenommen mit der Gebauer, Franza versteht nicht, warum gerade sie. Warum zerstört jemand ein belangloses Haus, wenn er den Justizpalast anzünden kann [...]. Habe da mit einem unaufklärbaren Fall von Blaubart zu tun gehabt, von Mann, von Faschist, von wer versteht das [sic!], wer wird das je verstehn, < ³⁰³

³⁰⁰ Morrien: Weibliches Textbegehren, S. 88.

³⁰¹ Vgl. Wiedermann: „Das Buch Franza“ und „Medea.Stimmen“. S. 72.

³⁰² Herrmann, Britta: Das Buch Franza. In: Bachmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. v. Monika Albrecht u. Dirk Göttsche. Stuttgart, Weimar 2002. S. 144 – 152. S.1 45.

³⁰³ Das Buch Franza, S. 246f.

Der Faschismus, der hier zwei Mal (Justizpalastbrand als Symbol der Gewalt und des Faschismus) deutlich angesprochen wird, wird als archetypisch männlich-väterliche Eigenschaft vernichtend auf die Hauptperson wirken. Eine Bestätigung dieser Theorie findet sich bei Grimkowski:

Der unveröffentlichte Nachlaß zum zweiten Kapitel bietet etwas mehr Material. Ingeborg Bachmann versucht hier, eine direkte Verbindung zum Faschismus herzustellen, die im dritten Kapitel mit dem Auftreten des ehemaligen KZ-Arzttes Körner wieder aufgenommen wird.³⁰⁴

Bachmann nimmt dazu persönlich Stellung, und zwar in dem Fernsehfilm *Ingeborg Bachmann in ihrem erstgeborenen Land* von Gerda Haller:

Ich habe schon vorher darüber nachgedacht, wo fängt der Faschismus an. Er fängt nicht an mit den ersten Bomben, die geworfen werden, er fängt nicht an mit dem Terror, über den man schreiben kann, in jeder Zeitung. Er fängt an in Beziehungen zwischen Menschen. Der Faschismus ist das erste in der Beziehung zwischen einem Mann und einer Frau [...].³⁰⁵

Zwar bezieht sich Bachmann in der oben zitierten Stelle auf *Malina*, doch lässt sich ohne Zweifel dieser Aspekt des Faschismus auch auf *Das Buch Franza* ausdehnen, wenn nicht sogar hier noch besser darstellen: Anders als in *Malina* ist die Vaterfigur (Jordan) hier nicht so facettenreich, d.h. dass sie als im Roman reale Person beileibe nicht so viele Rollen annehmen kann wie in den Träumen von Ich.

In der Erzählung *Das Gebell* erfährt man, dass Jordan erstens noch eine vierte Frau haben wird, und dass er eine äußerst fragwürdige, weil von finanziellen Abhängigkeiten und emotionaler Kälte geprägte Beziehung zu seiner Mutter hat.

Franzas magische Art (für Ingeborg Bachmann die weibliche) entzieht sich der rationalen (männlichen) Analyse und ist für den Mann bedrohlich. Ingeborg Bachmann besteht auf der Differenz der Geschlechter; für sie ist die Frau das andere Geschlecht, für das es in einer patriarchalischen Gesellschaft nicht möglich ist, Mensch zu sein, weil hier Mensch-Sein Mann-Sein bedeutet.³⁰⁶

An dieser Stelle muss allerdings differenziert werden: Ohne Zweifel ist Christa Gürtler zuzustimmen, wenn sie von der Übermacht der dargestellten patriarchalischen Muster und Hierarchien spricht. Dennoch muss festgestellt werden, dass (und diesen

³⁰⁴ Grimkowski: *Das zerstörte Ich*, S. 62.

³⁰⁵ *Gespräche und Interviews*, S. 144. Sendedatum 20.10.1973.

³⁰⁶ Gürtler: *Der Fall Franza*, S. 72.

Aspekt erwähnt Gürtler später auch noch) diese „väterliche“ Machtausübung nicht (nur) als Kritik an individuell-familiären, sondern auch an allgemein-gesellschaftlichen Umständen verstanden werden muss. Nicht die Frau an sich als magisches Wesen ist das Ziel faschistischer Gewalt („Im Roman verwendet Franzas Bruder Martin das Wort Faschismus als Bezeichnung für Jordans Verhalten. Faschistisches Verhalten gesehen als Vernichtenwollen des Anderen.“³⁰⁷), sondern eben alles, was das rationale Prinzip in Frage stellt bzw. gefährden könnte.

Mit der Konzeptionierung der Figur Franza stellte Ingeborg Bachmann in dem nach ihr benannten Roman-Entwurf so unter anderem den unschuldig-schuldhaften Beitrag der romantischen Tradition zu einem Verlauf der Geschichte dar, der seinen fatalen Höhepunkt im Faschismus erreichte. [...] Darüber hinaus erweist sich die Position der Franza-Figur als Spiegelung der realhistorischen österreichischen Haltung zur eigenen Verstrickung in den Nationalsozialismus [...].³⁰⁸

Im Gegensatz zum Malina-Roman, in dem das wahrhaft Böse des Vaterarchetypus nur im Traum „zu Tage“ tritt, lässt sich hier eine viel konkretere Bedrohung der Protagonistin feststellen: Ohne die Begriffe konkret zu erwähnen, werden die Figuren Jordan und Franza zum Täter bzw. Opfer gemacht. Auf der konkreten Textebene ist dieses Verhältnis auch keines der Liebe, sondern lediglich ein Wechsel zwischen Krankheit und Verbrechen, also ist die Frage durchaus berechtigt:

Was macht den Täter aus, und wodurch konstituiert sich das Opfer? [...] ³⁰⁹

Auf welchen Prinzipien die Machtausübung Jordans beruht, wurde bereits weiter oben beschrieben. Es ist aber festzustellen, dass diese negativen Dispositionen nicht in direkter Form, sondern nur vermittelt durch Franza, Martin oder die Erzählerin auftreten.³¹⁰ Im Prinzip wird also auch hier, ähnlich wie bei Malina, ein Filter der Subjektivität eingebaut. Sind es im Malina-Roman die Träume von Ich, die ein bestimmtes Vaterbild vermitteln und dadurch den Eindruck der absoluten Hilflosigkeit vermitteln, so erzeugen hier die Wahrnehmungen der „anderen“ Figuren ein bestimmtes Bild von einem Menschen, der ziemlich schnell kategorisiert werden kann.³¹¹

³⁰⁷ Ebda. S. 73.

³⁰⁸ Hendrix, Heike: „Todesarten“-Zyklus, S. 95.

³⁰⁹ Zeller: Der Fall Franza, S. 61.

³¹⁰ Vgl. Ebda.

³¹¹ Vgl. Ebda.

1. der Pädagoge:

[...] und wenn Franza nun sagte, bitte halt mich fest, als die Blitze ganz nah in den See fuhren, [...] war das ein Grund, sie nicht festzuhalten, einmal aus pädagogischen Gründen und zum andern, weil es läppisch war, daß eine ‚reife Frau‘ sich so aufführte [...]³¹²

Abgesehen von dem offensichtlichen Widerspruch, dass Franza einerseits nicht für voll genommen wird, weil sie ja eigentlich schon erwachsen sein müsste und daher nicht mehr schutzbedürftig sei und dass Franza andererseits aber doch noch erzogen werden muss (die pädagogischen Gründe), ist an diesem Beispiel deutlich die Erzieherfunktion zu sehen. Jordan fühlt sich bemüßigt, eben weil er das Gefühl hat, dass Franza noch nicht richtig erwachsen sei, eine Maßnahme zur Belehrung zu setzen. Dadurch versetzt er sich selbst in eine höhere, weil zur Bildung anderer fähige, Position, die ihm allerdings auch zugesprochen wird, weil ihm nicht widersprochen wird.

2. der gewalttätige Herrscher:

Jordan packte das Glas, das Martin auf die Konsole gestellt hatte und warf es nach Franziska.³¹³

Eindeutig und keiner weiteren Erklärung bedürftig ist die brutale und unterdrückende Machtausübung Jordans in dieser Szene. Erwähnenswert ist allerdings, dass hier ausgerechnet ein Glas verwendet wird, das Franzas Bruder Martin verwendet hatte, was Jordan gewissermaßen zu einem doppelten Zerstörer macht: Es übt nicht nur direkte Gewalt auf Franza aus, sondern bedroht auch indirekt ihren Bruder und Beschützer Martin, indem er stellvertretend für ihn dessen Glas zerstört.

3. der Verwalter der Sprache

[...] die Sätze prasselten auf mich nieder, ich wußte nicht mehr, was er überhaupt wollte, wovon er redete, aber immer, wenn ich soweit war, daß ich hätte abschalten können, kam ein neuer Hieb, aus ausgewählter Satz, der in meinen Kopf fuhr.³¹⁴

Hier tritt ein Aspekt des Vaterarchetypus zu Tage, der Dominanz nicht durch größere Erfahrung oder durch Gewaltausübung demonstriert, sondern durch die vermeintliche Überlegenheit der Sprache. Die gewählten Worte treffen Franza so hart, dass ihr Widerstand teilweise gebrochen wird und sie sich unterlegen, unerfahrener, unreifer, unbedarfter und ja sogar dümmer fühlt. Dadurch wird auch ein Dialog auf einer

³¹² Das Buch Franza, S. 214. (Hauptfassung)

³¹³ Ebda. S. 222.

³¹⁴ Ebda. S. 210.

geistigen Ebene unmöglich, allerdings nicht etwa durch die tatsächliche, sondern nur durch die vermeintliche Unterlegenheit Franzas.

Seine pseudo-tolerante Art macht das Machtgefälle sichtbar, das zwischen ihm und Franza besteht und an dessen Veränderung er kein Interesse hat. Es geht ihm nicht darum, Franza anzuhören, sondern sie vielmehr so weit zu verunsichern, daß sie nicht weiter auf ihrer anderen Art und Denkweise besteht.³¹⁵

Franza wird also ihrer Eigenständigkeit und ihrer Selbstständigkeit beraubt; dadurch wird sie gleichsam wieder in die Rolle eines schutz- und erziehungsbedürftigen Kindes gedrängt. Die doppelte Rolle als Quasi-Tochter und Quasi-Patientin erzeugen eine Opferrolle, aus der Franza nicht mehr fliehen kann.

Dadurch, daß Rettung und Vernichtung untrennbar in einer Figur vereint sind, stirbt mit der Demaskierung der Gott-Vater-Einheit [...] auch die Hoffnung auf Heilung, d.h. auf die Wiederherstellung einer ganzheitlichen Identität.³¹⁶

5.1 Jordan – Personifizierung des Schattens?

Ich kann allerdings Martin Wiedermanns Analyse, dass es sich bei Leopold Jordan nicht um einen Repräsentanten eines Vaterarchetypbildes handelt, nicht zustimmen³¹⁷: Wiedermann behauptet, Jordan sei die leibhaftige „Personifizierung des Schattens“³¹⁸, wogegen ich mich vehement ausspreche: Festgestellt werden kann durchaus, dass Leopold Jordan „das Böse“, also eine negative Seite verkörpert, dies ist jedoch in den moralischen Kategorien des Establishments, in dem sich Franza befindet, nicht unbedingt klar gekennzeichnet, da es sich eben um eine patriarchalische Gesellschaft handelt. Für Franza, deren Psyche aus dem kollektiven Unbewussten gespeist wird, sind die Attacken Jordans zwar ursächlich böse, weil sie letztendlich zu ihrer Vernichtung führen, doch nach Jung hat die Realisierung des Schattens einen emotionalen Hintergrund:

Die Emotion nämlich ist keine Tätigkeit, sondern ein Geschehnis, das einem zustößt. Affekte ereignen sich in der Regel an den Stellen geringster Anpassung, nämlich eine gewisse Minderwertigkeit und das Vorhandensein eines gewissen niederen Niveaus der Persönlichkeit. Auf dieser tieferen Ebene mit ihren kaum oder gar nicht kontrollierten Emotionen verhält man sich mehr oder weniger wie ein Primitiver, der nicht nur ein

³¹⁵ Zeller: Der Fall Franza, S. 62.

³¹⁶ Morrien: Weibliches Textbegehren, S. 89.

³¹⁷ Vgl. Wiedermann: „Das Buch Franza“ und „Medea. Stimmen“, S. 67f.

³¹⁸ Ebda. S. 67.

willenloses Opfer seiner Affekte ist, sondern dazu noch eine bemerkenswerte Unfähigkeit des moralischen Urteils besitzt.³¹⁹

Man kann also moralisch von Leopold Jordan halten was man will, aber Emotionalität – zumindest wenn man in diesen Begriff auch die Fähigkeit, anderer Menschen Gefühle nachvollziehen zu können, einbindet – kann ihm sicher nicht „unterstellt“ werden. Jordan handelt, wenn auch überzogen dargestellt, im Rahmen jenes sozialen Gefüges, in das er und Franza „hinein geschrieben“ wurden. Gerade die Verkörperung des Autoritär-Rationalen, das im vergangenen Kapitel bereits ausführlich beschrieben wurde, zeugt von der Realisierung eines Vater-Archetypus, wie er als Ausgangspunkt einer Gesellschaftskritik nicht passender sein könnte.

Ich habe bereits angemerkt, dass Jordan nur durch die Wahrnehmung Dritter charakterisiert wird, daher kann eine vollständige Analyse lediglich dadurch erfolgen, dass seine Wirkung auf andere untersucht wird. In dieser Wirkung jedenfalls erweist sich Jordan der Protagonistin gegenüber als zerstörerisches, dominantes Wesen, dessen primäres Ziel die Ausübung von Macht ist. Diese Eigenschaft macht ihn subjektiv nicht zu einem moralisch „guten“ Menschen, beweist aber noch lange nicht eine Erscheinung als personifizierter Schatten.

Der Archetypus wirkt wie ein Resonator, der die vom Vater ausgehenden Wirkungen, insofern sie mit dem vererbten Typus übereinstimmen, ins Übermäßige steigert.³²⁰

Es kann also davon ausgegangen werden, dass Franza von der zu Beginn „die Welt erklärenden“ Wissenschaft Leopold Jordans angesprochen wurde (die Welt wird vom Vater erklärt), woraufhin später die negativen Vaterbilder und -komplexe, die Franza durch ihre Umwelt und ihre Herkunft aus einem patriarchalen Establishment in sich trägt, übersteigert werden (zum Beispiel in ihren Träumen). Jordans Paranoia, in allem und jedem einen Gegner zu sehen³²¹, hat weniger mit der Projektion seiner Schattenseite zu tun als mit der Angst, seine absolute Macht in Frage gestellt zu sehen.

Jordan reibt sich an seinen Gegnern, entdeckte Franza nicht, daß er alle als Gegner sah.³²²

Das Reiben an seinen Gegnern ist für Jordan aber ein Abstecken seines Reviers, ein Abgrenzen seines Machtbereichs, in den niemand eindringen darf.

³¹⁹ Jung, Carl Gustav: Aion. Beiträge zur Symbolik des Selbst. Olten: Walter 1976 (Gesammelte Werke 9/II. Hg. v. Lily Jung-Merker u. Elisabeth Rief) § 14f.

³²⁰ Jung: Gesammelte Werke 4, § 744.

³²¹ Vgl. Wiedermann: „Das Buch Franza“ und „Medea.Stimmen“, S. 68.

³²² Das Buch Franza, S. 206.

Ah, der Feind im eigenen Haus.³²³

Jordan wirkt auf Franza also durch und durch männlich-negativ, aber die These vom personifizierten Schatten kann auf Grund mangelnder Beweise nicht halten.

³²³ Ebda. S. 210.

VIII. ICH HATTE KEINE WAHL – ALLES

1. Eine andere Vaterperspektive

Alles, eine Erzählung aus dem Zyklus *Das dreißigste Jahr*, unterscheidet sich von anderen Werken Bachmanns insofern, als die Geschichte aus der Perspektive der männlichen Hauptfigur erzählt wird. Der Ich-Erzähler, der namenlos bleibt, wird bereits zu Beginn der Erzählung als eine Person eingeführt, die die von der Gesellschaft gestellten Erwartungen erfüllen will:

Als ich Hanna heiratete, geschah es weniger ihretwegen, als weil sie das Kind erwartete.

Ich hatte keine Wahl, brauchte keinen Entschluß zu fassen.³²⁴

Es wird also unterstellt, dass der Ich-Erzähler gar keine andere Wahl hat, als die Frau, die sein Kind zur Welt bringen soll, zu heiraten. Was hier aus der männlichen Perspektive geschildert wird, ist nichts anderes als die Beweisführung der Bachmannschen Sicht der patriarchalischen Gesellschaft, in der der Vater, der ‚Pater familias‘, seine Rolle aus Pflichterfüllung einnehmen muss. Dieser Zwang führt notwendig dazu, dass eine positiv-emotionale Bindung zu eben jener Rolle nicht stattfinden kann, weil sie scheinbar aufgezwungen ist – die Aufzählung bzw. das indirekte Zitieren aus dem Alten Testament³²⁵ verdeutlicht die christliche Tradition, dass der Mann als Erzeuger (Gottvater als Schöpfer) wichtiger ist als die Frau, die das Kind „nur“ austrägt.

Da wir uns aber schon einmal so vertrauensvoll vermehren, muß man sich wohl abfinden. Das Spiel braucht die Spieler. (Oder brauchen die Spieler das Spiel?) Ich war ja auch so vertrauensvoll in die Welt gesetzt worden, und nun hatte ich ein Kind in die Welt gesetzt. Jetzt zitterte ich schon bei dem Gedanken. Ich fing an, *alles* auf das Kind hin anzusehen.³²⁶

„Abfinden“ – dieses Wort beschreibt die weitere Entwicklung des Ich-Erzählers besonders deutlich: Er fügt sich scheinbar seinem Schicksal und erfüllt seine Aufgabe. Dabei übersieht er, dass er in die archetypische Vaterrolle, wie er sie kennt, hinein gedrängt wird, ohne dass er sie je für sich akzeptieren kann bzw. für sich

³²⁴ Bachmann, Ingeborg: *Alles*. In: Dies.: *Sämtliche Erzählungen*. 6. Aufl. München: Piper 2006. S. 138-158. S. 138.

³²⁵ Vgl. Ebda. S. 140.

³²⁶ Ebda.

selbst mit Sinn füllen kann. Der vermeintliche Druck, das „Spiel des Lebens“ nur durch eine für ihn bedeutungslose Außenhaut am Laufen halten zu können, lässt ihn mehr und mehr negative Gefühle für sein eigenes Kind und Gleichgültigkeit gegenüber seiner Frau entwickeln. Es wird deutlich, dass eine echte Selbstreflexion über die ihm zugesprochene Rolle nicht stattfindet. Er stellt an sich selbst Anforderungen, die rein aus der patriarchalen Gesellschaftsstruktur herrühren:

Von mir sollte es die Namen hören: Tisch und Bett, Nase und Fuß. Auch Worte wie: Geist und Gott und Seele, meinem Dafürhalten nach unbrauchbare Worte, aber verheimlichen konnte man sie nicht [...]. Ich würde dafür zu sorgen haben, daß mein Kind erfuhr, was alles bedeutete und wie alles zu gebrauchen sei, eine Türklinke und ein Fahrrad, ein Gurgelwasser und ein Formular. [...] Als das Kind kam, hatte ich natürlich keine Verwendung für die große Lektion. Es war da, gelbsüchtig, zerknittert, erbarmungswürdig, und ich war auf eins nicht vorbereitet – daß ich ihm einen Namen geben mußte. Ich einigte mich in aller Eile mit Hanna, und wir ließen drei Namen ins Register eintragen. Den meines Vaters, den ihres Vaters und den meines Großvaters.³²⁷

An dieser Textstelle lassen sich mehrere „klassische“ Punkte der väterlichen Erziehung herausarbeiten:

1. Der Vater als Aufklärer bzw. Erklärer der Welt: Eindeutig wird hier darauf angespielt, dass der Vater bzw. die Vaterfigur die Bezugsperson sein soll, wenn es darum geht, das Kind in die rationale Welt einzuführen. Der Vater ist derjenige, der die Dinge benennt, der erklärt, wie etwas funktioniert und auch die komplizierten Vorgänge und Regeln der Religion versteht (bzw. in diesem Fall: verstehen sollte). Ihm kommt also unweigerlich die Aufgabe zu, das Kind im eigentlichen Wortsinn praktisch lebensfähig zu machen, zum Funktionieren zu bringen.

2. Der Vater als Namensgeber: Das Kind bekommt erst seine eigene Identität mit dem Namen. Da der Vater als Namensgeber fungieren muss, ist es also auch er, der dem Kind Identität gibt. Diese Funktion wird in *Alles* durchbrochen, weil der Vater des Kindes auf diese Aufgabe nicht vorbereitet ist. In weiterer Folge wird sich dann zeigen, dass das Kind – immer nur mit dem Spitznamen Fipps angesprochen – keine richtige Identität entwickeln wird, und zwar aus der Sicht des Vaters. Dieser kann im gesamten Verlauf der Erzählung keine enge Beziehung zu seinem Sohn aufbauen, weil dieser für ihn immer ein Fremd“körper“, ein fremdes Wesen bleiben wird:

³²⁷ Ebda. S. 141.

Ich aber konnte überhaupt keine Unschuld in dem Kind entdecken, seit es nicht mehr wehrlos und stumm wie in den ersten Wochen war.³²⁸

Diese Erfahrung der Fremdheit erklärt auch, warum der Ich-Erzähler letztlich auch negative Gefühle seinem eigenen Kind gegenüber entwickelt. Das Fremde und Unbekannte erzeugt Angst, und es ist dann ein Leichtes, aus dem Angstgefühl eine Abwehrreaktion zu entwickeln.

Antithetisch zum Versagen des Vaters geht die Mutter des Kindes, Hanna, in ihrer Rolle auf und erfüllt diese vollständig. Ihre gesamte emotionale Energie konzentriert sich auf das Kind, weil auch sie von ihrem Ehemann keine Liebe mehr erwarten kann.

Ich war froh zu merken, daß Hanna sich unbeirrt an das Nächstliegende hielt, ihm zu trinken gab, ihn schlafen ließ, weckte, umbettete, wickelte, wie es die Vorschrift war.³²⁹

Die erwähnte Vorschrift bezieht sich wieder auf die Erwartungshaltung der Gesellschaft einer Mutter gegenüber. Sie hat dafür zu sorgen, dass das Kleinkind ernährt und gepflegt wird. Der Vater wird unwichtig; seine Hilflosigkeit macht ihn zu einem unbedeutenden Faktor in der Familie, weshalb die Entfremdung immer stärker wird. Selbst das Erlebnis, als der Vater seinen Sohn beim Spielen mit anderen Buben auf der Straße beobachtet und kurz der Eindruck entsteht, eine Verbindung könnte hergestellt werden, ist nur ein kurzes Intermezzo letztendlich chauvinistisch-maskulin geprägter Natur:

Es lag eine Spannung in der Luft. Welch männliche Spannung! Es mußte etwas geschehen! [...] Es war geschehen, vollbracht. Vielleicht gelungen. Es mußte gelungen sein. Die Welt konnte sich auf diese kleinen Männer verlassen, die sie weiterbrachten.³³⁰

Offensichtlich wird auch hier das Weltbild einer Männergesellschaft präsentiert, die die Welt im Guten verändern kann. Um allerdings aus einem Kind einen Mann werden zu lassen, müsste die Vaterfigur, zu Beginn noch Herr und Meister seines „Produkts“, schließlich seinen Platz räumen, seine Macht teilen und übertragen – doch genau dies wird aus Angst, der Nachfolger könnte besser und fähiger sein, stets abgelehnt. So liest sich auch die endgültige Ablehnung des Kindes durch den Ich-Erzähler, dessen Gleichgültigkeit in eine Form von Hass umschlägt, weil ihn eben diese Angst, von seiner absoluten Machtposition verdrängt zu werden, quält:

³²⁸ Ebda. S. 146.

³²⁹ Ebda. S. 142.

³³⁰ Ebda. S. 146.

Ich wollte dieses Kind nicht mehr. Ich haßte es, weil es zu gut verstand, weil ich es schon in allen Fußstapfen sah. Ich ging herum und dehnte meinen Haß aus auf alles, was von den Menschen kam [...]. [...] Ich war mit dem Kind gefangen und verurteilt von vornherein, die alte Welt mitzumachen. Darum ließ ich das Kind fallen. Ich ließ es aus meiner Liebe fallen.³³¹

Trotz dieses Verlustes der Liebe ist der Vater weiterhin an der Entwicklung seines Sohnes interessiert – eine Gleichgültigkeit ist zwar teilweise durch seine Worte, aber eben nicht durch die fortgesetzte Betrachtung Fipps' zu erkennen.

Die ständige Beobachtung des Kindes stellt eine Parallele zwischen Leo Jordan und dem Ich-Erzähler her:

Ich weiß nicht, ob ein Mann sein eigenes Kind so beobachten darf. Wie ein Forscher einen ‚Fall‘. Ich betrachtete diesen hoffnungslosen Fall Mensch.³³²

Wie schon im *Buch Franza* (oder, wie der frühere Titel lautete, *Der Fall Franza*) begibt sich der Mann als Repräsentant einer rationalen Denkweise, die ihren Ursprung nicht zuletzt in der Aufklärung hat (siehe Kapitel *Dialektik der Aufklärung*) in die Position des Beobachters und Analytikers. Er sucht damit das Objektivität eines anderen, ihm durch die „Erforschung“ scheinbar unterlegenen Individuums zu betonen. Außerdem versucht der Mann, sich durch die Ratio von der von Gefühlen gesteuerten Frau abzugrenzen:

[...] ich war auf der Suche nach Selbstbefriedigung, nach der lichtscheuen, verpönten Befreiung von der Frau und dem Geschlecht. Um nicht eingefangen zu werden, um unabhängig zu sein.³³³

Die Suche nach der Unabhängigkeit wird beim Ich-Erzähler ja bereits am Beginn vorweggenommen, als er sich verpflichtet fühlt (aus gesellschaftlichen Gründen), die Mutter seines Kindes zu heiraten. Die Befreiung aus der Vaterrolle wird ihm allerdings nicht gelingen. Der Blick auf die Mutter, die Frau, die ihre Rolle von Anfang an perfekt beherrscht und ausfüllt, die gar keine Zweifel an ihrer Kompetenz aufkommen lässt und wie selbstverständlich das Kind betreut, bestätigt den Vater in seinen Selbstzweifeln:

Ich fühlte mich ausgelöscht als Mann, impotent.³³⁴

³³¹ Ebda. S. 147.

³³² Ebda. S. 149.

³³³ Ebda. S. 151.

³³⁴ Ebda. S. 153.

Ausgelöscht als Mann und impotent deshalb, weil er, unfähig sich seiner Familie anzunehmen, keine Verbindung zu seinen engsten Verwandten mehr spürt und so auch keine Macht mehr ausüben kann. Diese Machtlosigkeit und verzweifelte Suche nach einem Sinn bzw. einem Platz in der Familie führt schließlich, wie das Bachmann auch in anderen Werken zeigt, schließlich zu Aggression und Wut:

Ich werde sie verschlingen wie Kronos, schlagen wie ein fürchterlicher Vater, sie verwöhnen, diese heiligen Tiere, und mich betrügen lassen wie ein Lear.³³⁵

Zum einen zieht der Ich-Erzähler also die Parallele zwischen sich und dem mythischen Urvater schlechthin, nämlich Kronos, der durch die unfassbare Brutalität, dass er seine eigenen Kinder frisst, auf ewig im kulturellen Gedächtnis der Menschheit in Erinnerung bleibt. Als Personifikation des brutalen und Furcht erregenden Vater schlechthin wirkt er zerstörerischer als alle ihm nachfolgenden Imagines. Zum anderen vergleicht er sich mit König Lear, dem herrschsüchtigen und eitlen König aus Shakespeares Drama, der die väterliche Ungerechtigkeit durch ungleiches Verteilen des Erbes auf die Spitze treibt, was schließlich zu seinem Untergang führt. Die maßlose Selbstüberschätzung des Ich-Erzählers, sich mit einem König gleich zu setzen, zeigt, wie schwer der Schmerz über den Verlust der Macht wiegt: Er ist nicht bereit, vor sich selbst einen Fehler einzugestehen, sondern vergleicht sein Schicksal mit dem tiefen Fall eines englischen Königs. Die Figur des Königs nicht nur als Oberhaupt eines Staates, sondern auch einer Familie, in der er absolut schalten und walten kann, transportiert einmal mehr das atavistische Männerbild, gegen welches Bachmann im Laufe ihres literarischen Wirkens anzukämpfen suchte.

2. Bedeutung und Aspekte des Archetypus Vater in Alles

Die grausam wirkende Gefühllosigkeit seinem eigen Fleisch und Blut gegenüber äußert sich am deutlichsten, als Fipps stirbt: Der Vater ist orientierungslos, allerdings weniger aus Gründen der Trauer um seinen Sohn, sondern vielmehr weil er noch einmal nicht weiß, was er tun soll.

Betrachtet man die Figur des Ich-Erzählers genauer, liegt hier eigentlich eine Antithese zu den Vaterfiguren in *Malina* oder *Buch Franza* vor: Dieser Vater hat keine Macht, dieser Vater kann nicht zerstören, dieser Vater ist all seiner negativen

³³⁵ Ebda. S. 158.

Energie, die sich auf andere Menschen richten kann, beraubt – die einzige Person, gegen die sich diese Energie richtet, ist er selbst. Durch seine Gleichgültigkeit erreicht er lediglich die Entfremdung von seiner Familie. Das Bedürfnis, beim Vater Schutz zu suchen, kommt beim Sohn gar nicht auf. Dieser empfindet die Schutzlosigkeit als Bedrohung und versucht in der Folge, sich selbst zu wehren, in dem er unter anderem einen Mitschüler mit einem Messer attackiert.

Der Vater ist also dergestalt ein abwesender Vater, als er völlig in seiner Rolle, und zwar in positiver sowie in negativer Hinsicht, versagt.

Alles unterscheidet sich dadurch von den anderen untersuchten Werken, dass hier die Vaterrolle nicht über den Katalysator einer zweiten Person (der Tochter) analysiert wird, sondern direkt (durch die Ich-Erzählung) auf die Figur eingeht. Sieht man von der Geliebten und der betrogenen Ehefrau ab, sind hier auch nicht direkt Frauenfiguren von der Vaterrolle betroffen, sondern nur der Vater selbst. All seine Zweifel und die mangelnde Emotion (Liebe) verursachen die totale Abwendung und Kälte, die einen guten Ausgang der Geschichte von vornherein ausschließen. Hilflos, kraftlos, ahnungslos muss der Ich-Erzähler den Tod seines eigenen Kindes hinnehmen, den er nicht verhindern konnte, weil er als Schutzpatron völlig versagt.

IX. WIE WAR DENN PAPA? – REQUIEM FÜR FANNY GOLDMANN

1. Der abwesende Vater

Während in den bisher analysierten Werken jeweils unterschiedliche **anwesende** Vaterfiguren auftraten, so ist im Fragment *Requiem für Fanny Goldmann* ein neuer Aspekt zu beobachten: der des abwesenden Vaters.

Fanny Wischnewski hätte also, zwanzigjährig im Jahr 1945, als sie die Uniform einer deutschen Flakhelferin auszog und ein von Tante Paulette geschneidertes dunkellila Kleid anzog, sich auf einen patriotischen <Selbstmörder> als Vater berufen können [...].³³⁶

Für die Protagonistin stellt sich hier ein großes Problem: Der Vater hat Selbstmord begangen, und zwar an einem Märztag im Jahr 1938. Bei diesem Datum handelt es sich um den so genannten „Anschluss“ Österreich an Hitler-Deutschland. Oberst Wischnewski stand als Teil der österreichischen Armee im Dienste des Austro-Faschismus, womit die Parallele zu den anderen Vaterfiguren (mit Ausnahme derjenigen in *Drei Wege zum See*) hergestellt wäre. Fanny ist im Laufe des Fragments bemüht, ihren Vater in einem guten Lichte zu sehen:

Fanny hatte also [...] den berechtigten Verdacht, daß der Held, als der ihr Vater nun wieder auferstehen sollte, keiner war, sondern ein unglücklicher, von Ängsten, Fehlkalkulationen, Schande und Ausweglosigkeit getriebener Mann war, und wenn sie die Frau Oberst Wischnewski zurückhielt, zur Rehabilitierung des Helden etwas zu tun, so gab sie vor, daß man jetzt andere Sorgen habe [...].³³⁷

Ein Verdacht ist meistens etwas Beunruhigendes. Fanny, die den Vaterarchetypus nicht durch ihren eigenen Vater erlebt hat, kann die Vorstellungen von dieser Rolle also nur durch Dritte, durch die Gesellschaft, die sie umgibt, speisen. Fannys Ziel ist es grundsätzlich, ihren Vater als Helden darzustellen. Die erste Hürde, die sich ihr dabei in den Weg stellt, ist zweifellos der Selbstmord: Im jüdisch-christlichen Wertesystem als schwere Sünde angesehen, weil das von Gott geschenkte Leben einfach weggeworfen wird, genießt ein Selbstmörder prinzipiell kein großes Ansehen. Der Selbstmord, bei dem ja auch die Familie im Stich gelassen wurde, macht den

³³⁶ Bachmann, Ingeborg: *Requiem für Fanny Goldmann*. München, Zürich: Piper 1995 („Todesartenprojekt“ Bd. 4). S. 289.

³³⁷ Fanny Goldmann, S. 13.

Vater vorderhand zu einem Geächteten der Gesellschaft. So ist es wenig verwunderlich, dass das Bedürfnis nach einem Helden, nach einem, der für eine sogenannte „gute Sache“ gestorben ist, die Oberhand gewinnt. Der Vater soll also ein Vorbild sein, ein Mann, der in seinem Leben eben nichts falsch gemacht hat, die Tochter will nicht enttäuscht werden und aufblicken zu einer Person, die sie eigentlich nie gekannt hat. In Erwartung von Heldengeschichten, die das archetypische Bild von ihrem Vater festigen sollen, fragt die Tochter die Mutter nach dem Vater:

[...] und wenn sie jetzt zu Mama kam, dann fragte sie, nach langem Schweigen, Zuhören und wieder Schweigen: Mama, wie war denn Papa? Ich meine, wie er jung war, nicht nachher.

Die Frau Oberst wusste nichts zu antworten und sah Fanny mit einem Blick an, der indigniert sein sollte. Kind, du wirst agaçant. Und es wäre besser, wenn du, wie immer dein seliger Papa auch war, deinen Hals besser pflegen würdest.³³⁸

Agaçant, auf österreichisch wohl am treffendsten mit „nervig“ beschrieben, wird die Tochter deshalb, weil sie offensichtlich Fragen stellt, die der Mutter unangenehm sind beziehungsweise die die Mutter nicht derart beantworten kann, dass sie die Erwartungen der Tochter erfüllen. In der Weigerung der Mutter, Fanny eine Antwort zu geben, liegt die ganze Tragik der Geschichte: Der Oberst hat selbst im Tode noch Macht über die Familie, Kritik an ihm wird nicht geduldet; lieber wird geschwiegen, verschwiegen, unter den Teppich gekehrt, als die Wahrheit angesprochen. Die archetypische Vaterfigur des guten, heldenhaften Beschützers und Bewahrsers der Familie muss unter allen Umständen bewahrt werden, weil sonst nicht nur eben jene Vorstellung, sondern vermutlich das gesamte Gefüge der Familie auseinander brechen würde. In diesem Sinne ist Oberst Wischnewski vielleicht sogar der atavistischste aller Väter bei Bachmann, weil er über seinen Tod hinaus in der realen Lebenswelt noch eine unerhörte Macht besitzt. Weder die Mutter, bezeichnender Weise mit „Frau Oberst“ titulierte, noch die Tochter können sich – wenn auch aus unterschiedlichen Motiven – vom Ehemann bzw. Vater emanzipieren. Wie in der Textpassage weiter oben bereits zitiert, gibt es immer wieder Ansätze seitens Fanny, die Figur ihres Vaters bzw. den Mythos zu dekonstruieren, doch sie scheitert sowohl am familiären Umfeld als auch letztlich an sich selbst.

³³⁸ Ebda. S. 39.

So gehört sie trotz der partiellen Emanzipation aus dem sozialen Milieu ihrer Herkunft in zeitgeschichtlicher Hinsicht zu den »Strategen des Vergessens«, denen die Erzählung in der Figur Harry/Ernst Goldmann die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und den Problemen jüdischer Identität im deutschsprachigen Raum entgegenstellt. Angesichts der Frankfurter Auschwitz-Prozesse (1963-65) entwirft Bachmann die zeitgeschichtliche Vertiefung der Fanny-Erzählung also als ein »Schreiben nach Auschwitz«. ³³⁹

Auch die Schauspielerin Fanny Goldmann [...] geht an den Folgen des egoistischen Handelns ihres Liebhabers [Marek, Anm.] zugrunde. In voller Hingabe lässt sie zu, dass er dank ihrer Kontakte, Kenntnisse und durch eine Veröffentlichung ihrer Biographie berühmt wird. Als sie feststellt, dass er ihr Vertrauen missbrauchte, indem er auch das Intimste veröffentlichte und damit Profit machte, womit er sie ihres Geheimnisses und ihrer Identität beraubte, bricht sie zusammen. Ihr Tod ist nur noch eine Folge dieses Zusammenbruchs. ³⁴⁰

Man hat es also auch hier mit einem Mann zu tun, der seine vermeintliche gesellschaftliche Überlegenheit ausnutzt. Fannys Vertrauen, das sie in ihren Liebhaber hat, weil er ihr den verstorbenen Vater ersetzen soll, indem er als Vorbild und überlegenes Geschöpf angesehen wird, wird brutal ausgenutzt und missbraucht. Es stimmt zwar, dass es zunächst Fanny selbst ist, die das Heft in der Beziehung in die Hand nimmt („Fanny war sein Hort, Schutz und Schild“³⁴¹), doch indem Marek immer erfolgreicher wird, wandelt sich auch sein Charakter:

Sie brauchte Monate, um sich einzugestehen, daß er schwierig geworden war, sie ängstlich und älter machte mit jedem Tag, daß aus dem Liebhaber, der ohne Fanny Goldmann nicht leben konnte, ein angehender Romancier wurde, der ohne seine Arbeit und seine Verabredungen nicht mehr existieren konnte, [...] dessen Einsilbigkeit gegenüber Fanny zunahm, der Fanny Freunde nun selbständig benutze, als hätte er sie schon immer gekannt [...]. Fanny wurde unsicher. ³⁴²

Fanny muss erkennen, dass ihre Individualität auf der Beziehungsebene vollkommen bedeutungslos ist, da ihre Biographie nur dazu ausgenutzt wurde, anderen zu

³³⁹ Albrecht, Monika und Dirk Götsche: Requiem für Fanny Goldmann. In: Dies.: Bachmann-Handbuch S. 155f, S. 156.

³⁴⁰ Pfeiferová, Dana: Die Gesellschaft als der „allergrößte Mordschauplatz“. In: Bognár, Zsuzsa u. Attila Bombitz (Hg.): „Ihr Worte“: Ein Symposium zum Werk von Ingeborg Bachmann. Wien: Praesens 2008. „Ihr Worte“. S. 11-36. S. 15.

³⁴¹ Fanny Goldmann, S. 307.

³⁴² Ebda. S. 308.

Reichtum zu verhelfen. Die eigentliche Tragik spiegelt sich darin wider, dass das Interesse an ihrer Person nicht aus dem Motiv der Liebe, sondern lediglich zur Erweiterung der Macht (=mehr Geld) dient. Marek emanzipiert sich von Fanny in einer Weise, dass sie sich ausgenutzt und unbedeutend fühlt.

2. Bedeutung und Aspekte des Archetypus Vater in Requiem für Fanny Goldmann

Der einerseits tote und unbekannte Vater wird maßlos überhöht und idealisiert, weil eine realistische Beziehung fehlt. Oft lässt sich beobachten, dass abwesende, fehlende oder schwer zugängliche Personen zu einem Mythos werden, der die Realität in keinsten Weise abbildet (vgl. z.B. Starkult um verstorbene Musiker). Diese Ideale werden sodann auf ähnliche, in der realen Lebenswelt existierende Menschen übertragen, in diesem Fall auf Fannys Liebhaber, der zwar egoistisch agiert, aber als Intellektueller für Fanny anfangs über jeden Zweifel erhaben ist. Geblendet von dem Wunsch, sich einem archetypischen Vaterbild hingeben zu können, öffnet Fanny ihr Innerstes und wird bitter enttäuscht. Schlussendlich wiederholt sich, wenn man Fannys Liebhaber als Vaterfigur sieht, der Mythos des Kronos: Er verschlingt seine Kinder, in diesem Fall findet durch die Veröffentlichung der Biographie eine Einverleibung von Fannys Leben statt, und durch diesen Entzug der Privatsphäre, durch die Beraubung der innersten und intimsten Geheimnisse verliert Fanny ihre Persönlichkeit und in weiterer Folge auch ihr Leben.

X. DIALEKTIK DER AUFKLÄRUNG

Die auffällige Gleichsetzung von Faschismus und Ratio findet sich nicht nur bei Ingeborg Bachmann: Wie bereits erwähnt, wird die männliche Seite als rationale und faschistische interpretiert, für den Leser/die Leserin (und wohl auch für Bachmann) besteht darin also ein vielleicht sogar ursächlicher Zusammenhang. Diese Idee ist allerdings nicht neu: „Warum die Menschheit anstatt in einen wahrhaft menschlichen Zustand einzutreten, in eine neue Art von Barbarei versinkt“,³⁴³ erklären bereits im Jahr 1944 bzw. 1947 Theodor W. Adorno und sein Kollege Max Horkheimer in ihrem philosophischen Essay *Dialektik der Aufklärung*. Der rationale Versuch, die Welt zu erklären, in dem man die Natur regelmäßigen Gesetzmäßigkeiten unterwirft, mündet nach dieser These in einem negativen Höhepunkt, dem Faschismus bzw. der totalen Instrumentalisierung der Natur, manifestiert zum Beispiel in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern. Die Handhabbarkeit des Unterschiedlichen wird durch Vereinheitlichung und versuchter Beherrschung hergestellt, und Subjektivität und Individualismus erscheinen als Feinde des leichter zu manipulierenden Kollektivs. „Franza fühlt sich eingeschlossen, gefangen in einem Käfig.“³⁴⁴ Einem zu untersuchenden Tier ähnlich werden die Protagonistinnen in einem für sie letztlich zerstörerischen System gefangen gehalten, aus dem es scheinbar kein Entrinnen gibt. Die durchwegs von wahren Emotionen „befreiten“ Männer im Bachmannschen Werk schaffen eine Umgebung der Gefangenschaft und versuchen, diese unter allen Umständen aufrecht zu erhalten. Eine Befreiung von außen ist unmöglich, da das Prinzip des Männlich-Unterdrückenden die gesamte Gesellschaft betrifft. Als einziger Ausweg erscheint schlussendlich immer nur der Tod oder die vollständige Anpassung, was mit dem Tod gleichzusetzen ist, da jede weibliche Persönlichkeit und Eigenständigkeit aufgegeben werden muss. Individualität wird als Makel erkannt, da sie die Einordnung in rationale Systeme unmöglich macht.

Ein Hauptgrund für diese Fehlentwicklung unserer Gesellschaft sei laut Adorno/Horkheimer die „rastlose Selbstzerstörung der Aufklärung“³⁴⁵. Die Bewegung der

³⁴³ Horkheimer, Max und Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung*. Philosophische Fragmente. Frankfurt/Main: S. Fischer 1984. S. 1.

³⁴⁴ Gürtler: *Der Fall Franza*, S. 73

³⁴⁵ Horkheimer, Adorno: *Dialektik der Aufklärung*, S. 1.

Aufklärung ist ambivalent: Auf der einen Seite ermöglicht sie den Emanzipationsprozess des einzelnen Individuums, andererseits wird diese Freiheit des Menschen zu einer Herrschaft des Subjekts über das Objekthafte, die Nützlichkeit wird als einziger Wert gesehen. Wenn sich Bachmanns Täter in die Rolle derer hineinversetzen, über die sie Macht ausgeübt haben, und zwar jene sexueller Natur und durch die Intrige, stellen sie das dar, was Adorno/Horkheimer folgendermaßen beschreiben:

Die Menschen bezahlen die Vermehrung ihrer Macht mit der Entfremdung von dem, worüber sie die Macht ausüben. Die Aufklärung verhält sich zu den Dingen wie der Diktator zu den Menschen.³⁴⁶

Ich habe versucht, exakt dies darzustellen: Die Männer sind radikal entfremdet von den Frauen, weil sie die Weiblichkeit weder verstehen wollen noch bereit sind, sich ihr zu öffnen. Also bleiben als Auswege nur entweder die Vernichtung oder die totale Repression, was bei Ingeborg Bachmann letztendlich auf das Gleiche hinausläuft, weil die Frauen – ihrer Individualität beraubt – aufhören, als eigenständige Persönlichkeiten zu existieren.

Die totale Mathematisierung der Natur („Natur ist [...] das mathematisch zu Erfassende; selbst was nicht eingeht [...] wird von mathematischen Theoremen umstellt“³⁴⁷) und der zur Herrschaft gelangte Verstand, der auf technische und organisatorische Aufgaben beschränkt ist, dadurch eine Verarmung des Intellekts herbeiführt und so in die Barbarei und Irrationalität mündet, gipfeln in der Perversion der faschistischen Regime in Europa, die auch den Menschen instrumentalisieren, wie es die Vaterfiguren bei Bachmann vorzeigen.

Die Problematik der Aufklärung bestehe darin, dass sie im Versuch, den Mythos durch Rationalität zu überwinden, wieder selbst zum Mythos wird; und zwar deshalb, weil sie wie jeder Mythos (oder jede Religion) auf einem Glauben beruht: dass nämlich die Aufklärung in allen Lebensbereichen zuständig sei.

Die Aufklärung hat also lediglich zu einem (zweck-)rationalen Denken in der Wissenschaft geführt, während in der Gesellschaft das vernünftige Denken nicht Fuß gefasst hat, und als hochrationale Irrationalität³⁴⁸ in die Barbarei von Auschwitz umgeschlagen ist.

³⁴⁶ Ebda. S. 12.

³⁴⁷ Ebda. S. 25f.

³⁴⁸ von Aster, Ernst: Geschichte der Philosophie. Hg. von Ekkehard Martens. Stuttgart: Alfred Kröner 1998. S. 442.

Die weiblichen Opfer werden quasi zu einer austauschbaren Beute; Horkheimer und Adorno beschrieben einen solchen Sachverhalt folgendermaßen:

Die Frau ist nicht Subjekt. Sie produziert nicht, sondern pflegt die Produzierenden, ein lebendiges Denkmal längst entschwundener Zeiten der geschlossenen Hauswirtschaft. Ihr war die vom Mann erzwungene Arbeitsteilung wenig günstig. Sie wurde zur Verkörperung der biologischen Funktion, zum Bild der Natur, in deren Unterdrückung der Ruhmestitel dieser Zivilisation bestand. Grenzenlos Natur zu beherrschen, den Kosmos in ein unendliches Jagdgebiet zu verwandeln, war der Wunschtraum der Jahrtausende. Darauf war die Idee des Menschen in der Männergesellschaft abgestimmt. Das war der Sinn der Vernunft, mit der er sich brüstete.³⁴⁹

Mit anderen Worten: Die Frau wird zum Objekt, zu einem weniger bedeutenden Faktor in der Gesellschaft. Die sogenannte Zivilisation der Aufklärung besteht letztendlich darin, die Frau auf ihre Rolle als Bewirtschafterin des Hauses und als Gebärmachine zu reduzieren, um ihre Natur uneingeschränkt beherrschen zu können. Der Jagd- und Machttrieb des Mannes führt dazu, dass die Frau als eigenes Subjekt nicht wahrgenommen wird, sondern einzig und allein als Funktion innerhalb der bereits etablierten Strukturen. Auf der Hand liegt, dass die Frau sich diese Rolle nicht selbst ausgesucht hat, sondern sie wurde ihr von außen (von den Männern) aufgezwungen.

Die Frau war kleiner und schwächer, zwischen ihr und dem Mann bestand ein Unterschied, das Beschämendste, Niedrigste, was in der Männergesellschaft möglich ist. Wo die Beherrschung der Natur das wahre Ziel ist, bleibt biologische Unterlegenheit das Stigma schlechthin [...].³⁵⁰

Ganz im (negativ ausgelegten) Sinne der Aufklärung werden Frauen als biologisch unterlegen dargestellt: Weil sie es sind, die die Kinder zur Welt bringen und pflegen, können sie nicht auf die Jagd gehen respektive einen Beruf ausüben. Biologische Unterlegenheit wird in der Folge auch eine soziale und schlussendlich auch geistige Unterlegenheit.

Wenn man, wie weiter oben schon erwähnt wurde, davon ausgehen kann, dass die Angst des Männlichen vor der Verweiblichung der Gesellschaft einen Grund für die enorme Ausübung von Gewalt darstellt, und es weiters als kulturhistorische Tatsache gelten kann, dass das Männliche die Rationalität und das Weibliche die Emotionalität darstellt, so kann man Christine Kanz in ihrer Argumentation folgen:

³⁴⁹ Horkheimer, Adorno: Dialektik der Aufklärung, S. 221.

³⁵⁰ Ebda.

Der wissenschaftliche Diskurs und die wissenschaftliche Methode dienen dazu, die Ängste des Wissenschaftlers vor dem Fremden zu reduzieren. [...] Daß, wie die Texte zeigen, ›männliche‹ Rationalität Angst hervorbringt, widerspricht den eigentlichen Anliegen der Aufklärung, die sich als Kampagne gegen die Angst verstand. Zur Dialektik der Aufklärung gehört jedoch auch, daß sie neue Ängste hervorgebracht hat. Der Machtanspruch der Vernunft versetzt das in Furcht und Schrecken, was sich ihr entzieht.³⁵¹

Es lässt sich also folgern, dass nicht nur die weiblichen Protagonistinnen unter Angstzuständen leiden, die sich aus den Mechanismen der Machtausübung und des Zerstörungswillens der männlichen Antagonisten ergeben, sondern dass auch eben jene Männer Angst haben: Angst vor dem Verlust der Macht, Angst vor dem Weiblich-Fremden, Angst vor der eigenen Anima, die sie nicht zu kennen scheinen und die sie nicht erkennen wollen. Statt sich dem tatsächlich rationalen Prinzip hinzugeben, das Fremde erkennen und erforschen zu wollen, übt dieses Fremde offensichtlich eine so starke Bedrohung aus, dass ein Rückfall in archaische und atavistische Verhaltensformen, nämlich das Fremde zerstören bzw. vertreiben zu wollen, erfolgt.

Wenn im *Todesarten*-Projekt alles ›Weibliche‹ an diesen zweckreduzierten Formen der Rationalität zugrundegeht, wird damit Kritik an dieser Form von Rationalität geübt. Und sie wird auch dadurch formuliert, daß ihr und damit dem aufklärerischen Impuls, alle Ängste durch Rationalität zu beseitigen, eine spezifische literarische Ästhetik gegenübergestellt wird: eine Ästhetik der Angst.³⁵²

Die Gemeinsamkeit der weiblichen und männlichen Charaktere besteht darin, dass beide der jeweils anderen Seite mit Unverständnis, Furcht und Angst gegenüber stehen. Doch während die Frauen (bei Bachmann) daran scheitern, ihr Gegenüber zu verstehen und daran zu Grunde gehen, weckt das Unverständnis der männlichen Seite das Bedürfnis nach Zerstörung und Unterdrückung. Die Unterdrückung wird allerdings als rational-aufklärerisches Prinzip verstanden: Vorgänge und Phänomene in der Natur können nur dann erklärt, erkannt und verstanden werden, wenn diese kontrolliert und beherrscht werden können. In diesem Sinne erweisen sich die Männer tatsächlich als „würdige“ Vertreter der Ratio. Dabei darf aber nicht vergessen werden, dass die Humanität, die in der Aufklärung eine wesentliche Rolle spielt(e),

³⁵¹ Kanz: Angst und Geschlechterdifferenzen, S. 134f.

³⁵² Ebd. S. 135.

hier völlig auf der Strecke bleibt. Die Harmonie von Mensch und Natur, das eigentliche Ziel, wird gänzlich ad absurdum geführt:

[...] sowohl in *Das Buch Franza* als auch in *Malina* erweist sich diese Hoffnung auf eine Renaissance der harmonischen Verbindung von Mensch und (seiner) Natur als Trugschluss. Die Ausgewogenheit der sich ambivalent gegenüberstehenden Naturelemente schlägt durch den Einfluss des Menschen in seine eigene Gattung existentiell bedrohende Zerstörungsmechanismen um.³⁵³

Es ist teilweise verblüffend, wie offensichtlich die oben beschriebenen Mechanismen bei Ingeborg Bachmann dargestellt werden. Das rein Objekthafte der Frau, das vom Mann beherrscht werden will, zeigt sich besonders deutlich im *Buch Franza* und in *Malina*. Es zeigt sich, dass die Archetypen des Vaters bzw. des Männlichen an sich in ihrer negativsten Form auftreten – ganz im Sinne der *Dialektik der Aufklärung*. Während nämlich der Mann bzw. die Vaterfigur das Destruktive, Zerstörerische und Furchterregende³⁵⁴ repräsentiert, um Kontrolle auszuüben und das vermeintlich biologisch unterlegene Objekt zu beherrschen und im Zweifelsfalle sogar zu zerstören, sind die Frauen diesen Archetypen beinahe hilflos ausgeliefert.

³⁵³ Hendrix: „Todesarten“-Zyklus, S. 80.

³⁵⁴ Vgl. Hark (Hg.): Lexikon Jungscher Grundbegriffe, S. 190.

XI. FAZIT

Von *Drei Wege zum See* und *Alles* abgesehen, die nicht nur in dieser Hinsicht von den anderen untersuchten Werken ein wenig abweichen, ist allen analysierten Werken gemeinsam, dass der biologische Vater in der realen Lebenswelt der Protagonistinnen fehlt. Sei es, dass er schon gestorben ist (*Das Buch Franza, Requiem für Fanny Goldmann*) oder sei es, dass sein Verbleib ungeklärt ist (*Malina*), nie tritt der tatsächliche Vater als konstituierendes Handlungselement auf. Daraus ergibt sich das Phänomen, dass andere männliche Charaktere teilweise die Funktionen eines Vaters übernehmen – und zwar immer in einer Weise, die sich äußerst negativ, also lebens- und existenzbedrohend auswirken. Wenn von dem Jungschen Konzept des Archetypus als Kategorie, die im Laufe des Lebens gefüllt wird, ausgegangen wird, so liegt es bei den Bachmannschen „Vätern“ nahe, diese Vorstellungen als durchwegs negativ zu bewerten. Die Suche nach einem Beschützer und Erlöser muss immer scheitern, weil die männlichen Protagonisten stets die Macht, die ihnen durch die Zuteilung ihrer Rolle als Vater zuteil wird, benützen, um Kontrolle auszuüben. Die Pervertierung der Männer- bzw. Vätergesellschaft, am schonungslosesten dargestellt in *Das Buch Franza*, hat zur Folge, dass das Urvertrauen in den Erzeuger, der eigentlich als Unterstützer bei der Bewältigung der Anforderungen, die an die heranwachsende Frau gestellt werden, fungieren sollte, mit einem radikalen Vertrauensbruch zerstört wird.

Ziel dieser Arbeit konnte und kann es nicht sein, einen Anspruch auf Absolutheit zu stellen. Vielmehr sollte diese Untersuchung einerseits einen Ausgangspunkt für weitere literaturwissenschaftliche Analysen mit Hilfe der Theorie(n) C. G. Jungs und andererseits eine neue Sichtweise auf einen wichtigen Teilaspekt der Prosa von Ingeborg Bachmann sein.

Die Jungsche Theorie der Archetypen wirft insofern ein neues Licht auf die Vater-Tochter-Problematik bei Ingeborg Bachmann, als das Verhalten sowohl der Vaterfiguren als auch der Protagonistinnen unter einem globaleren Gesichtspunkt betrachtet werden kann: Es geht eben nicht nur um Väter und Töchter im eigentlichen Sinn, sondern um den Konflikt zwischen Väter- und Töchtersgeneration und auch um die Konflikte, die sich in einer patriarchalen Gesellschaft ergeben. Weiters ergibt sich, dass in den untersuchten Werken diese Konflikte teilweise im Lichte des in den Köpfen der Menschen immer noch existenten Faschismus gesehen

werden müssen – unterdrückt von System und Vernunft liegt hier eine literarische *Dialektik der Aufklärung* vor, weshalb das Schlusskapitel nicht fehlen durfte. Durch die Archetypen-Theorie konnte gezeigt werden, dass hier gesellschaftspsychologische Probleme angesprochen werden, die nicht nur Einzelne betreffen. Dass die Protagonistinnen an der Gewalt scheitern, ist eine Folge der bei Bachmann unüberwindbar scheinenden Grenzen zwischen Emotionalität und Rationalität, am virtuosesten in Szene gesetzt in *Malina*.

Für die Literaturwissenschaft ergibt sich aus der Analyse auch, dass nicht nur Sigmund Freud und seine Schule für eine psychologische Interpretation herangezogen werden kann, sondern auch in dieser Hinsicht neue Horizonte erschlossen werden können.

Es stellt sich nur die Frage:

Warum muß denn Vernunft immer der männlichen Seite zugeschrieben werden? Die wesentlichen Aussagen Malinas könnten doch durchaus einer weisen Frau in den Mund gelegt werden, so wie Christa Wolf in ihrem *Kassandra*-Roman die Frauen aus dem Chaos der Stadt nicht in eine Ungargasse zum Geist des vernünftigen Mannes fliehen läßt, sondern zu den weisen Frauen in den Wäldern.³⁵⁵

Ohne die Radikalität der Darstellung bei Bachmann, die in ihrem Absolutheitsanspruch, die Ratio sei nur bei der männlichen Seite zu finden, wohl an der Wirklichkeit vorbei geht, würde die Kritik an eben dieser Denkweise wohl verpuffen.

Ich ziehe den Schluss, dass Jungs Archetypentheorie bestätigt wird: Von einer brutalen Vätergeneration geprägt, die alles, was sie umgibt, beherrschen und alles, was sie nicht versteht, vernichten will, ergeben sich düstere Bilder einer Vaterfigur. Im Lichte einer wahren Gesellschaftsanalyse kann ja nur die Frage gestellt werden: Wie soll sich die „Schublade“ des Vaterarchetypus mit positiven Eindrücken füllen, wenn der Faschismus schon in der Familie beginnt?

Die Erkenntnis, die sich aus dieser Analyse ergibt, ist, dass auch am Beginn des 21. Jahrhunderts, rund vierzig Jahre nach den ersten Arbeiten am *Todesarten*-Projekt, Bachmanns dargestellte Konflikte aktuell bleiben und es daher umso wichtiger für jede/n ist, die Archetypen in uns selbst zu erkennen.

³⁵⁵ Austin: Bemerkungen zu Frau und Mann, S. 112.

XII. LITERATURVERZEICHNIS

1. *Primärliteratur* Ingeborg Bachmann

„Todesarten“-Projekt Band I. Todesarten, Ein Ort für Zufälle, Wüstenbuch, Requiem für Fanny Goldmann, Goldmann/Rottwitz-Roman und andere Texte. Bearb. v. Monika Albrecht u. Dirk Göttsche. München: Piper 1995 (Kritische Ausgabe; Hg. v. Monika Albrecht u. Dirk Göttsche unter Leitung v. Robert Pichl).

„Todesarten“-Projekt Band II. Das Buch Franza. Bearb. v. Monika Albrecht u. Dirk Göttsche. München: Piper 1995 (Kritische Ausgabe; Hg. v. Monika Albrecht u. Dirk Göttsche unter Leitung v. Robert Pichl).

„Todesarten“-Projekt Band III/1. Malina. Bearb. v. Dirk Göttsche u. Mitwirkung v. Monika Albrecht. München: Piper 1995 (Kritische Ausgabe; Hg. v. Monika Albrecht u. Dirk Göttsche unter Leitung v. Robert Pichl).

„Todesarten“-Projekt Band III/2. Malina. Bearb. v. Dirk Göttsche u. Mitwirkung v. Monika Albrecht. München: Piper 1995 (Kritische Ausgabe; Hg. v. Monika Albrecht u. Dirk Göttsche unter Leitung v. Robert Pichl).

„Todesarten“-Projekt Band IV. Der „Simultan“-Band und andere späte Erzählungen. Bearb. v. Monika Albrecht u. Dirk Göttsche. München: Piper 1995 (Kritische Ausgabe; Hg. v. Monika Albrecht u. Dirk Göttsche unter Leitung v. Robert Pichl).

Anrufung des großen Bären. Gedichte. München: Piper 1962.

Frankfurter Vorlesungen: Probleme zeitgenössischer Dichtung. München: Piper 1980.

Der gute Gott von Manhattan. Die Zikaden. 5. Aufl. München: dtv 1972.

Bachmann, Ingeborg und Paul Celan: Herzzzeit. Briefwechsel. Mit den Briefwechseln zwischen Paul Celan und Max Frisch sowie zwischen Ingeborg Bachmann und Gisèle Celan-Lestrange. Hg. und komm. v. Bertrand Badiou, Hans Höller, Andrea Stoll und Barbara Wiedemann. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2008.

Das Honditschkreuz. Eine Erzählung aus dem Jahre 1813. In: Dies.: Werke. Zweiter Band: Erzählungen. Hg. v. Christine Koschel u. a. München: Piper 1978. S. 489-598.

Die kritische Aufnahme der Existentialphilosophie Martin Heideggers. Dissertation Wien 1949. Aufgrund e. Textvergleichs mit dem literarischen Nachlass hg. v. Robert Pichl. München: Piper 1985.

Römische Reportagen: eine Wiederentdeckung. Hg. u. mit einem Nachw. vers. v. Jörg-Dieter Kogel. München: Piper 1998.

Sämtliche Erzählungen. 6. Aufl. München: Piper 2006.

Sämtliche Gedichte. München: Piper 1998.

Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar: Essays, Reden, kleinere Schriften. München: Piper 1981.

Wir müssen wahre Sätze finden. Gespräche und Interviews. Hg. v. Christine Koschel und Inge von Weidenbaum. München, Zürich 1983.

2. Sekundärliteratur Ingeborg Bachmann

Albrecht, Monika: Die andere Seite. Untersuchungen zur Bedeutung von Werk und Person Max Frischs in Ingeborg Bachmanns „Todesarten“. Würzburg: Königshausen u. Neumann 1989 (Epistemata. Würzburger wissenschaftliche Schriften. Reihe Literaturwissenschaft. Band XLIII 1989).

Albrecht, Monika und Dirk Göttsche: Requiem für Fanny Goldmann. In: Dies.:
Bachmann-Handbuch S. 155-156.

Amann, Klaus: „Denn ich habe zu schreiben. Und über den Rest hat man zu
schweigen.“ Ingeborg Bachmann und die literarische Öffentlichkeit. Klagenfurt:
Drava 1997.

Austin, Gerhard: *Undine geht* 1961, *Malina* 1971 und unsere Gegenwart 1991.
Bemerkungen zu Frau und Mann bei Ingeborg Bachmann. In: Brokoph-Mauch,
Gudrun u. Daigger, Annette (Hg.): Ingeborg Bachmann: neue Richtungen in der
Forschung? Internationales Kolloquium Sarnac Lake, 6.-9. Juni 1991. St. Ingbert:
Röhrig 1995. S. 103-117.

Bannasch, Bettina: Von vorletzten Dingen. Schreiben nach „Malina“: Ingeborg
Bachmanns „Simultan“-Erzählungen. Würzburg: Königshausen & Neumann 1997.
S. 45.

Bartsch, Kurt: Ingeborg Bachmann. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler 1997.

Bauer, Edith: Drei Mordgeschichten: Intertextuelle Referenzen in Ingeborg
Bachmanns „Malina“. Frankfurt/Main u. a.: Lang 1998.

Baumgartl, Annette: „Auf das Opfer darf keiner sich berufen“. Zur Dekonstruktion von
Opferfiguren bei Ingeborg Bachmann und Anne Duden. Marburg: Tectum 2008.

Bognár, Zsuzsa u. Attila Bombitz (Hg.): „Ihr Worte“: Ein Symposium zum Werk von
Ingeborg Bachmann. Wien: Praesens 2008.

Dennemarck-Jäger, Brigitte: Der ungehörte Schrei. Ingeborg Bachmanns Roman
Malina und seine Interpreten - eine psychotraumatologische Studie. Kröning:
Asanger 2008.

Grimkowski, Sabine: Das zerstörte Ich. Erzählstruktur und Identität in Ingeborg Bachmanns „Der Fall Franza“ und „Malina“. Würzburg: Königshausen & Neumann 1992 (Epistemata; Reihe Literaturwissenschaft 76).

Gürtler, Christa: „Der Fall Franza“: Eine Reise durch eine Krankheit und ein Buch über ein Verbrechen. In: Höller, Hans (Hg.): Der dunkle Schatten, dem ich schon seit Anfang folge. Ingeborg Bachmann – Vorschläge zu einer neuen Lektüre des Werks. Mit der Erstveröffentlichung des Erzählfragments GIER. Aus dem literarischen Nachlaß herausgegeben von Robert Pichl. Wien, München: Löcker 1982. S. 71-84.

Dies.: Schreiben Frauen anders? Untersuchungen zu Ingeborg Bachmann und Barbara Frischmuth. 2. Aufl. Stuttgart: Heinz 1985 (Salzburger Beiträge 8).

Hapkemeyer, Andreas: Ingeborg Bachmann. Entwicklungslinien in Werk und Leben. 2. Aufl. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften 1991 (Veröffentlichungen der Kommission für Literaturwissenschaft 11).

Hendrix, Heike: Ingeborg Bachmanns „Todesarten“-Zyklus. Eine Abrechnung mit der Zeit. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005 (Epistemata; Reihe Literaturwissenschaft 554).

Herrmann, Britta: Das Buch Franza. In: Bachmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. v. Monika Albrecht u. Dirk Göttsche. Stuttgart, Weimar 2002. S. 144 – 152.

Hildesheim, Doris: Ingeborg Bachmann: Todesbilder. Todessehnsucht und Sprachverlust in „Malina“ und „Antigone“. Berlin: Weißensee-Verl. 2000.

Hoell, Joachim: Ingeborg Bachmann. München: dtv 2001.

Höller, Hans: Ingeborg Bachmann. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1999.

- Kanz, Christine: Angst und Geschlechterdifferenzen: Ingeborg Bachmanns „Todesarten“-Projekt in Kontexten der Gegenwartsliteratur. Stuttgart, Weimar: Metzler 1999.
- Dies.: „Viel couragierter als unsere Herren“ – Elisabeth Matrei in *Drei Wege zum See*. In: Mathias Mayer (Hg.): Werke von Ingeborg Bachmann. Interpretationen. Stuttgart 2002. S.196 - 219.
- Kohn-Waechter, Gudrun: Das Verschwinden in der Wand. Destruktive Moderne und Widerspruch eines weiblichen Ich in Ingeborg Bachmanns „Malina“. Stuttgart: Metzler 1992 (Ergebnisse der Frauenforschung 28).
- Lindemann, Eva: Über die Grenze. Zur späten Prosa Ingeborg Bachmanns. Würzburg: Königshausen und Neumann 2000.
- Lücke, Bärbel: Ingeborg Bachmann, Malina. Interpretation. Oldenburg 1993.
- Morrien, Rita: Weibliches Textbegehren bei Ingeborg Bachmann, Marlen Haushofer und Unica Zürn. Würzburg: Königshausen & Neumann 1996.
- Opel, Adolf: Ingeborg Bachmann in Ägypten. „Landschaft, für die die Augen gemacht sind“. Fotografiert v. Kurt-Michael Westermann. Wien: Deuticke 1996.
- Pfeiferová, Dana: Die Gesellschaft als der „allergrößte Mordschauplatz“. In: Bognár, Zsuzsa u. Attila Bombitz (Hg.): „Ihr Worte“: Ein Symposium zum Werk von Ingeborg Bachmann. Wien: Praesens 2008. „Ihr Worte“. S. 11-36.
- Probst, Gerhard F.: Ingeborg Bachmanns Wortspiele. In: Modern Austrian Literature. Journal of the International Arthur Schnitzler Research Association. Riverside/CA. Vol. 12, No. 3/4: Special Issue on Austrian Women Writers. 1979. S. 325-345.
- Röhnelt, Inge: Hysterie und Mimesis in ‚Malina‘. Frankfurt/Main u.a. 1990 (Europäische Hochschulschriften 1203).

Sauthoff, Stephan: Die Transformation (auto)biographischer Elemente im Prosawerk Ingeborg Bachmanns. Frankfurt/Main u.a: Peter Lang 1992. (Deutsche Sprache und Literatur 1333).

Schneider, Jost: *Simultan* und Erzählfragmente aus dem Umfeld. In: Bachmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. v. Monika Albrecht u. Dirk Göttsche. Stuttgart, Weimar 2002. S. 159 – 171. S.167.

Stoll, Andrea (Hg.): Ingeborg Bachmanns „Malina“. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1992.

Stuber, Bettina: Zu Ingeborg Bachmann. „Der Fall Franza“ und „Malina“. Rheinfelden: Schäuble 1994 (Deutsche und vergleichende Literaturwissenschaft 24).

Summerfield, Ellen: Ingeborg Bachmann. Die Auflösung der Figur in ihrem Roman „Malina“. Bonn: Bouvier 1976.

Tabah, Mireille: Zur Genese einer Figur: Franza. In: Heidelberger-Leonard, Irene (Hg.): Text-Tollhaus für Bachmann-Süchtige? Lesarten zur Kritischen Ausgabe von Ingeborg Bachmanns Todesarten-Projekt ; mit einer Dokumentation zur Rezeption in Zeitschriften und Zeitungen. Opladen: Westdt. Verlag, 1998. S.91-106.

Weigel, Sigrid: Zur Genese, Topographie und Komposition von *Malina*. In: Mathias Mayer (Hg.): Werke von Ingeborg Bachmann. Interpretationen. Stuttgart 2002. S. 220 – 246.

Dies. (Hg.): Hinterlassenschaften unter Wahrung des Briefgeheimnisses. Wien: Zsolnay 1999.

Wiedermann, Martin: Ingeborg Bachmann „Das Buch Franza“ und Christa Wolf „Medea.Stimmen“ [sic!]. Versuch einer jungianischen Interpretation. Diplomarbeit. Wien 2001.

Zeller, Eva Christina: Ingeborg Bachmann: Der Fall Franza. Frankfurt/Main u.a.: 1988. (Europäische Hochschulschriften 1030).

<http://www.musilmuseum.at/index.php?p=ingeborg-bachmann> (15.09.2009)

<http://www.ingeborg-bachmann-forum.de/ibles-guert.htm> (15.09.2009)

3. *Primärliteratur* Carl Gustav Jung

Aion. Beiträge zur Symbolik des Selbst. Olten: Walter 1976 (Gesammelte Werke 9/II. Hg. v. Lily Jung-Merker u. Elisabeth Rűf).

Archetypen. 2. Auflage. München: dtv 1991.

Die Archetypen und das kollektive Unbewußte. Olten: Walter 1976 (Gesammelte Werke 9/1. Hg. v. Lilly Jung-Merker und Elisabeth Rűf).

Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten. 2. Auflage. München: dtv 1990.

McGuire, William und Wolfgang Sauerländer (Hg.): Sigmund Freud/C. G. Jung. Briefwechsel. Frankfurt/Main: Fischer 1974.

Die Dynamik des Unbewußten. Olten: Walter 1967 (Gesammelte Werke 8; Hg. v. Marianne Niehus-Jung).

Freud und die Psychoanalyse. Zürich: Rascher 1969 (Gesammelte Werke 4. Hg. v. Franz Riklin).

Der Mensch und seine Symbole. 12. Auflage. Olten und Feiburg/Breisgau: Walter 1991.

Psychologie und Religion. München: dtv 1990.

Typologie. 2. Aufl. München: dtv 1990.

Traum und Traumdeutung. 3. Aufl. München: dtv 1991.

Über die Psychologie des Unbewussten. Zürich: Rascher 1943.

Zur Psychologie östlicher und westlicher Religion. Olten: Walter 1988 (Gesammelte Werke 11. Hg. v. Marianne Niehus-Jung).

Zum Wesen des Psychischen. Olten und Feiburg/Breisgau: Walter 1973.

4. Sekundärliteratur C. G. Jung

Frey-Rohn, Liliane: Von Freud zu Jung. Eine vergleichende Studie zur Psychologie des Unbewußten. Zürich und Stuttgart: Rascher 1969.

Hark, Helmut (Hg.): Lexikon Jungscher Grundbegriffe. Mit Originaltexten von C. G. Jung. 2. Aufl. Olten und Freiburg/Breisgau: Walter 1990.

Jacobi, Jolande: Der Weg zur Individuation. Olten und Freiburg/Breisgau: Walter 1971.

Jaffé, Aniela (Hg.): Erinnerungen, Träume, Gedanken von C. G. Jung. 8. Auflage. Olten und Freiburg/Breisgau: Walter 1992.

Stevens, Anthony: Jung. Aus dem Englischen von Johanna Ohnesorg. Freiburg, Basel, Wien: Herder 1999. S. 7.

Strunz, Franz: Die Traumdeutung zwischen Freud und Jung. Eine Neubewertung der Fundamente. Regensburg: Roderer 1995 (Theorie und Forschung 38; Psychologie 127).

Wehr, Gerhard: C. G. Jung: mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. 16. Aufl. Reinbek: 1993 (Rowohlts Monographien 152).

5. Weitere Primärliteratur

Aristoteles: Topik. Übers. v. Eugen Rolfes. Darmstadt: Wissenschaftl. Buchgemeinschaft 1995 (Philosophische Schriften 2).

Die Bibel. Altes und Neues Testament. Einheitsübersetzung. Freiburg/Breisgau u.a.: Herder 1998.

Canitz, Hanne-Lore: Väter. Die neue Rolle des Mannes in der Familie. Frankfurt/Main, Berlin, Wien: Ullstein 1982.

Freud, Sigmund: Die Traumdeutung. In: Ders.: Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet. Zweiter und dritter Band. Hg. von Anna Freud u.a. Frankfurt/Main: Fischer 1999.

Ders.: Das Unheimliche. In: Ders.: Studienausgabe. Band IV. Psychologische Schriften. Hg. v. Alexander Mitscherlich u. a. 7. Aufl. Frankfurt/Main: S. Fischer 1970. S. 241-274.

Frisch, Max: Montauk. Eine Erzählung. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1976.

Horkheimer, Max und Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt/Main: S. Fischer 1984.

Klüger, Ruth: weiter leben. Eine Jugend. 13. Aufl. München: dtv 2005.

Otto, Rudolf: Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen. 29.-30. Aufl. München: Beck o. J.

Rousseau, Jean-Jacques: Émile ou de l'éducation. Introduction, bibliographie, notes et index analytique par François et Pierre Richard. Paris: Éd. Garnier 1964.

Welsh, Renate: Dieda oder Das fremde Kind. Hamburg: Oetinger 2002.

6. Weitere Sekundärliteratur

von Aster, Ernst: Geschichte der Philosophie. Hsg. von Ekkehard Martens. Stuttgart: Alfred Kröner 1998.

Biti, Vladimir: Literatur- und Kulturtheorie. Ein Handbuch gegenwärtiger Begriffe. Renbek bei Hamburg: Rowohlt 2001.

Chomsky, Noam: Aspects of the theory of syntax. 2. Auflage. Cambridge, Mass.: MIT Press 1965.

Dtv-Lexikon der Antike. München: dtv 1969.

Eller, Cynthia: The myth of matriarchal prehistory. Why an invented past won't give women a future. Boston: 2006.

Hausmaninger, Herbert u. Walter Selb: Römisches Privatrecht. 7. verb. Aufl. Wien u.a.: Böhlau 1994.

Hochhauser, Doris: „Alte Väter – neue Väter“. Die Vater-Tochter-Beziehung in ausgewählten deutschsprachigen Romanen von 1987 - 1997. Diplomarbeit. Wien 2000.

Kindlers neues Literaturlexikon. Hsg. v. Walter Jens. Studienausgabe. Band 2. München: Kindler 1996.

Morscher, Edgar: Bernard Bolzano's life and work. Sankt Augustin: Academia 2008 (Beiträge zur Bolzano-Forschung 22).

Philosophisches Wörterbuch. Begr. v. Heinrich Schmidt. Neu hg. v. Martin Gessmann. 23. vollst. neu bearb. Aufl. Stuttgart: Kröner 2009.

Metzler Philosophie Lexikon: Begriffe und Definitionen. Hg. v. Peter Prechtel u. Franz-Peter Burkard. 2. erw. u. aktual. Aufl. Stuttgart: Metzler 1999.

Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. Band 2. Hg. v. Jürgen Mittelstraß. Stuttgart: Metzler 1995.

Riedl, Joachim: Der grausame Vater. In: Die Zeit Nr. 13. 19.03.2009. S. 12.

Sachlexikon Literatur. Hg. v. Volker Meid. München: dtv 2000.

Theaterlexikon I. Begriffe und Epochen, Bühnen und Ensembles. Hg. v. Manfred Brauneck u. Gérard Schneilin. 5. vollst. überarb. Neuauflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2007 (Rowohlts Enzyklopädie 55673).

Zielinski, Johannes: pater familias. Der Verfall des Vaterbildes und das Problem der Autorität in der industriellen Gesellschaft. Essen: Giradet 1961.

XIII. ANHANG

1. Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit analysiert in ausgewählten Texten aus dem „Todesarten“-Zyklus von Ingeborg Bachmann das Verhältnis der weiblichen Hauptpersonen zu den Vaterfiguren. Dabei spielt Carl Gustav Jungs Archetypen-Theorie eine entscheidende Rolle: Nach Jung ist ein Archetypus ein Urbild, das in der menschlichen Psyche, genauer im kollektiven Unbewussten, angesiedelt ist. Primär besitzen die Archetypen, die zahlreich angelegt sind, keinen Inhalt. Erst im Laufe der Lebenszeit werden diese „Schubladen“ mit Bedeutungen und Assoziationen gefüllt, und zwar je nach Erfahrungs- und Erlebenswelt jedes einzelnen Individuums. Jung geht weiter davon aus, dass, je nachdem, welcher Qualität die einem Archetyp zugeordneten Erfahrungen nun sein mögen, sich im Menschen eine gewisse Vorstellung herausbildet, wie ein dem Archetyp entsprechendes Wesen zu „sein“ hat. Damit ist die Brücke zu Ingeborg Bachmann geschlagen, deren „Todesarten“-Texte sich meist durch gewalttätige, unterdrückende und herrschsüchtige Männer- bzw. Vaterfiguren auszeichnet. Erkennbar ist dies besonders im Roman *Malina* und im Romanfragment *Das Buch Franza*. Während in ersterem eine imaginäre, weil nur im Traum vorkommende unpersönliche Vaterfigur mit faschistischen Methoden seine Tochter zu ermorden und auszulöschen sucht, stellt in letzterem der Arzt Dr. Jordan, Ehemann der Protagonistin, die Ursache für den letztendlich unvermeidbaren Tod der Franza dar. Die übrigen drei untersuchten Werke, *Requiem für Fanny Goldmann*, *Alles* und *Drei Wege zum See*, erzählen von konkreten Vätern, die aber unfähig sind, ihre Vaterrolle zu erfüllen bzw. einem positiven Vater-Archetypus zu entsprechen. Es wird der Schluss gezogen, dass die Jungsche Theorie zeigt, wie gefestigte Vorstellungen und Eindrücke einerseits bestätigt werden (das Anprangern einer Vätergeneration, die faschistisch und patriarchalisch über die gesamte Natur zu herrschen sucht) und andererseits auch enttäuscht werden, indem die Väter als Beschützer und Ernährer versagen. Die Diskrepanz zwischen Ratio und Emotion als unvereinbare Gegensätze lassen erkennen, dass auch Parallelen zu Horkheimers/Adornos *Dialektik der Aufklärung* vorhanden sind: Die totale Beherrschung der Natur führt zur Ausrottung des Unerklärbaren, des Emotionalen.

2. Abstract

In this thesis, I analyze selected texts from the “Todesarten”-cycle by Ingeborg Bachmann. My focus lies on the relationship between fathers and daughters respectively between the main (female) characters and men who represent father-figures. My main source of theory is Carl Gustav Jung, a Swiss psychologist and psychiatrist, who developed the theory of archetypes meaning certain prototypes or ideals that can be found in everyone’s collective unconscious mind. It then depends on our experiences to fill those “drawers” with content. Jung says that those experiences constitute the archetypes which lead to a certain image that everyone has of e.g. a father or a mother (respectively how they should act). This is the link to Ingeborg Bachmann’s texts: It is noticeable that her stories are about cruel, fascist, and tyrannical men, especially the novel *Malina* and the fragmentary novel *The book of Franza (Das Buch Franza)*. The former mainly is about an imaginary father who is only existent in dreams and who wants to kill his daughter by fascist means whereas the latter is about a Dr. Jordan, a psychiatrist, who sees his wife Franza more as an object to analyse, control, and oppress, which eventually leads to Franza’s death. In contrast to that, the other three analyzed works tell about actual fathers who are incapable of fulfilling a role-model of a good father.

I conclude that Jung’s theory can show how the archetypes lead to a certain picture of the world, in this case of fathers. Bachmann’s texts stand out in criticising a generation of brutal and patriarch fathers who dominate both society and family by fascist means. In addition to that, certain expectations are not fulfilled as the fathers or the father-figures cannot protect the daughter. The fundamental difference between reason and emotion show that there is also a hint of Horkheimer’s and Adorno’s theory of the *Dialectic of Enlightenment (Dialektik der Aufklärung)* in Bachmann’s texts: The total and entire control of nature necessarily leads to the destruction of the inexplicable and emotional.

3. Lebenslauf

Florian Johannes Moser, geboren in Linz/Donau (OÖ) am 6. Feber 1983 als Sohn von Mag. Hans Moser, AHS-Direktor, und Dr. Barbara Moser, AHS-Direktorin. Österreichischer Staatsbürger.

1989 – 1993 Volksschule in Linz

1993 – 2001 Besuch des Gymnasiums des Schulvereines Kollegium Aloisianum in Linz. Schwerpunkt: Humanistischer Zweig (6 Jahre Latein, 4 Jahre Französisch, 8 Jahre Englisch)

Frühjahr 2001 Matura mit ausgezeichnetem Erfolg

Herbst 2002 Beginn des Studiums LA UF Deutsch UF Französisch

Feber 2005 Abschluss des ersten Studienabschnitts mit ausgezeichnetem Erfolg

Feber 2006 – Juli 2006 Erasmusaufenthalt Université Paris 8 St. Denis (Paris, Frankreich)

Schwerpunkte der wissenschaftlichen Ausbildung:

österreichische Literatur, Sprache und Migration, Literatur der Aufklärung, Film- und Medienwissenschaften

XIV. DANKSAGUNG

Nemo referre gratiam scit nisi sapiens.

(Seneca, Epistulae morales, X, 81, 13)

Prof. Dr. Robert Pichl für die Geduld

meinen Eltern für die Unterstützung

meinen Großeltern für das Vertrauen

Mag. Marcus Wiedemann und Mag. Susanne Krasovic für den Beistand

Mag. Kathrin Schragl für die Begleitung